

Kapitel 2

Das Kriegserlebnis in der Fiktion: Ausdifferenzierung der Erzähltechniken 1920-1936

2.1 Die Amalgamierung von historischem und fiktionalem Erzählen als Kampf um die „wahre Darstellung“

2.1.1 Zwischen „Ich“ und „Er“ – zur Dialektik von ‚authentischen‘ Erinnerungen und imaginiertem ‚Erlebnis‘

Zu Anfang der Zwanziger Jahre dominieren – gemessen an den Auflagenzahlen – in der Kriegsliteratur der Weimarer Republik autobiographische Erzählungen, d.h. Erlebnisberichte und Kriegserinnerungen meist führender Offiziere oder Generäle; die Deutungseliten werden also von in der Militärhierarchie hochrangigen Kriegsteilnehmern gestellt.⁹² Der hohe Stellenwert der Autobiographik unterstreicht die Bedeutung der Kriegserfahrung der Autoren für die Publikation: Kriegsteilnahme erschien als Garant eines Zugangs zu exklusivem Wissen, das nunmehr der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde. Darüber hinaus scheint der Schilderung authentischer Erlebnisse und empirischen Wissens grundsätzlich der Charakter der Wahrheitsproduktion anzuhaften: „autobiography draws its social authority from its relation to culturally dominant discourses of truth-telling“.⁹³ Während also zu Anfang der Zwanziger Jahre autobiographische Erzählungen bevorzugt produziert werden, ist festzustellen, daß es je später, desto häufiger zu einem Abweichen von den eingeführten Techniken autobiographischer Glaubwürdigkeitserzeugung kommt, d.h. die Beziehung zwischen Autor, Erzähler und Hauptperson wird in vielfältiger Weise neu gestaltet.

Dabei sind vier Richtungen von Variationsbildungen festzustellen, die insbesondere 1928-30 gehäuft zum Einsatz kommen:

a) Die autobiographische Erzählung wird in Hinsicht auf eine Allgemeingültigkeit bzw. Repräsentativität individuellen Erlebens geformt und dabei mit fiktionalen Elementen

⁹² Beispiele hierfür sind: Paul von Hindenburg, *Aus meinem Leben*, Leipzig: S.Hirzel 1920 (170.000 Exemplare). Paul von Lettow-Vorbeck, *Heia Safari. Deutschlands Kampf in Ostafrika*, Leipzig: K.F. Koehler [Copyright 1920] (151.000 Exemplare). Paul von Lettow-Vorbeck, *Meine Erinnerungen aus Ostafrika*, Leipzig: K.F. Koehler 1920 (68.000 Exemplare). Daneben wurden besonders die autobiographischen Abenteuererzählungen aus dem Krieg rezipiert: Felix Graf von Luckner, *Seeteufel. Abenteuer aus meinem Leben*, Leipzig: K.F. Koehler [Copyright 1921] (392.000 Exemplare). Herbert Volck, *Die Wölfe. 33000 Kilometer Kriegsabenteuer in Asien*, Berlin: Ullstein 1918 (161.000 Exemplare). Karl August Nerger, *S.M.S. Wolf*, Berlin: August Scherl Verlag [Copyright 1918] (100.000 Exemplare).

⁹³ Leigh Gilmore, *The Mark of Autobiography: Postmodernism, Autobiography, and Genre*, in: Kathleen Ashley, Leigh Gilmore, Gerald Peters (Hrsgg.), *Autobiography & Postmodernism*, Amherst 1994, S.3-18, Zitat S.9.

angereichert, sei es durch die Formulierung ‚allgemeingültiger Lehren‘, die es aus dem Kriegserlebnis zu ziehen gelte, sei es durch die Verwendung zeitgenössischen Geschichtsmythens oder Leitmetaphern.

b) Ab 1926 werden Fiktionen von Tagebüchern und Autobiographien präsentiert, die nicht explizit den Anspruch erheben, auf der Kriegserfahrung des Autors zu beruhen; in ihnen bleibt das Verhältnis zur Biographie des Verfassers uneindeutig.

c) Ab 1928 werden Selbstbiographien als Allobiographien präsentiert, d.h. der Autor erzählt von sich selbst in der dritten Person, wobei der Protagonist zwar zumeist nicht namensgleich mit dem Autor ist, dieser aber in den Rahmentexten darauf besteht, daß der Protagonist sein Alter ego sei und die Erzählung seine Erfahrungen wiedergebe. Der Verzicht auf die Ich-Erzählung kommt zwar einem Verzicht auf das Argument der authentischen Erfahrung gleich, eröffnet aber zugleich über die Ausweitung des Fiktionsraumes die Möglichkeit einer Intensivierung der Darstellung.

d) Ab 1930 wird in einer gegenläufigen Bewegung versucht, den authentifizierenden Gestus autobiographischen Erzählens wieder zu affirmieren, wobei es durch präsentisches Erzählen, szenische Darstellung, das unglaubliche Erinnerungsvermögen des Erzählers, durch den Einsatz von Phantasmen und einer Ästhetik des Horrors zu einer Durchbrechung der Wahrscheinlichkeit kommt. Hier können auch die Versuche eingeordnet werden, durch das Vorschalten eines Herausgebers den Authentizitätsanspruch des Tagebuchs oder der Autobiographie zu bekräftigen, wobei der Haupttext zumeist leicht als aus der Rückperspektive überformt erkennbar ist.⁹⁴

Insgesamt läßt sich aus den beschriebenen Entwicklungsrichtungen bereits ablesen, daß die Autobiographie gegen Ende der Zwanziger Jahre als Genre verbraucht zu sein scheint und ihre Mittel ausgereizt sind. Während die unter Punkt a) und d) angeführten Strategien Versuche darstellen, die Konventionen autobiographischen Erzählens auszudifferenzieren, ihre Möglichkeitsraum zu erweitern bzw. ihren Status zu bekräftigen und zugleich komplexer zu gestalten, überschreiten die unter b) und c) angesprochenen Texte die Konventionen der Glaubwürdigkeitserzeugung und legen so den Illusionscharakter der Autobiographie bloß; auf diese Weise „wird sich die Kunst der Fiktion als Illusionskunst bewußt. Das Bewußtsein des Künstlichen untergräbt fortan von innen her die realistische Motivation, bis es sich gegen sie wendet und sie zerstört. [...] Damit ist die Frage erlaubt, ob sich das Ausgangsparadox nicht in

⁹⁴ Da hier die Prozeßhaftigkeit der Fiktionalisierungsbewegung skizziert werden soll, wurde darauf verzichtet, ein taxonomisches Schema der im Feld zum Einsatz kommenden Erzähltechniken zu erstellen und dies zur Grundlage der Analyse zu nehmen. Freilich ergibt sich für die Analyse daraus ein Problem der *Darstellung*, denn es erwies sich als ungemein schwierig, die einzelnen Stränge im Feld mit ihren gegenseitigen Wechselwirkungen zu einem plastischen Ganzen zusammenzuführen.

sein Gegenteil verkehrt hat: zu Anfang war die Konvention durch die Darstellungsabsicht motiviert. Am Ende des Weges ist es das Illusionsbewußtsein, das die Konvention untergräbt und den Versuch motiviert, sich von jedem Paradigma zu befreien.“⁹⁵

Ad a) Schon mit der ersten Publikation seines „Tagebuchs“ versuchte Ernst Jünger 1920, seinen Erfahrungen im Weltkrieg eine allgemeingültige Form zu geben; dieses Anliegen erreicht er durch die Beschreibung des Krieges als einer Schule der Männlichkeit, deren Lehrsätze in den zahlreichen Hyperbeln des Textes formuliert werden:

Gleichviel, der Offizier darf sich unter keinen Umständen in der Gefahr von der Mannschaft trennen. Die Gefahr ist der vornehmste Augenblick seines Berufes, da gilt es, gesteigerte Männlichkeit zu beweisen. Ehre und Ritterlichkeit erheben ihn zum Herrn der Stunde. Was ist erhabener, als hundert Männern voranzuschreiten in den Tod? Gefolgschaft wird solcher Persönlichkeit nie versagt, die mutige Tat fliegt wie Rausch durch die Reihen.⁹⁶

Im Vorwort zur fünften Auflage der „Stahlgewitter“ von 1924 wird dann die Aufgabe formuliert, „die Tat des Frontsoldaten darzustellen als einen Brennpunkt, der Kräfte sammelt und Wirkungen von sich stößt“, und dabei auf die Repräsentativität der Kriegserfahrung Jüngers sowie seine Sprachrohrfunktion verwiesen: „Von diesem Erlebnis wird jeder Frontsoldat sagen können, daß es in gewissem Sinne auch das seine ist. Nicht jedem freilich war es in solchem Umfange vergönnt.“⁹⁷ Dieser Anspruch auf Allgemeingültigkeit läuft freilich der mit dem Paradigma des Tagebuchs verknüpften ‚Subjektivität‘ und ‚Innerlichkeit‘ zuwider.⁹⁸

Auch mit dem Neologismus der „Stahlgewitter“, der auf die reinigende Wirkung von Gewittern anspielt, transzendiert Jünger den Bereich individuellen Erlebens. Letztlich wird mit dieser Leitmetapher der Krieg als Produktionsinstanz gezeichnet, die in einem Prozeß der Auslese einen Typus von Kämpfern, den stahlharten Frontsoldaten hervorbringt. Die Ver-

⁹⁵ Paul Ricœur, *Zeit und Erzählung*. 3 Bände (= Übergänge. Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, Bd.18), München 1988-1991, Zitat aus Bd. II, S.25.

⁹⁶ Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. Mit 5 Abbildungen und dem Bilde des Verfassers, Leisnig: Verlag Robert Meier 1920, S.14/15. In der Erstausgabe finden sich noch lokalpatriotische Varianten solcher Lehrsätze: „In der ganzen Armee wird man keinen Mann finden, der so verlässlich, einfach und ohne Phrase seine Pflicht tut, wie der Niedersachse. Wenn es galt zu zeigen: hier steht ein Mann und wenn es sein muß, fällt er hier, war jeder bis zum letzten zur Stelle.“ (45)

⁹⁷ Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, Fünfte, völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage Berlin 1924, Vorwort zur 5. Auflage, S.XIII. Bereits die zweite Auflage 1922 enthält die Fotodokumente nicht mehr, die der Erstausgabe zur Illustration beigegeben waren.

⁹⁸ In einer nachfolgenden Publikation unterstreicht Jünger dieses Vorhaben erneut, indem er betont, er wolle das „Wäldchen 125“, jener Ort, der Schauplatz eines Ausschnittes von Jüngers Kriegserlebnis ist, „zum Angelpunkt einer Betrachtung [...] machen, die über den Einzelfall ins Allgemeine greifen will.“ Seiner Ansicht nach ist es gerade die Kriegserfahrung, die zur Ausdeutung des „Erlebnisses“ privilegiert; darüber hinaus dient die Niederlage zu einer Wendung dieser Erfahrung ins Heroische: „Und darüber hinaus den äußeren Erfolg, den erhofften und wohlverdienten Lohn in einem nie geahnten Schiffbruch versinken zu sehen, das ist die schwerste Probe, die einem Volke wie jedem Einzelnen, der sich wirklich und innerlich dem Ganzen verbunden fühlt, auferlegt werden kann. Wer daran nicht zugrunde geht, der beweist, daß er zur Herrschaft und zur Macht geboren ist.“ Ernst Jünger, *Das Wäldchen 125*. Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918, Berlin: E.S. Mittler & Sohn 1925, Vorwort S.XI, VIII und IX.

wendung einer Metapher erschließt Interpretationsmöglichkeiten, die dem Rekurs auf eine vorgängige Kriegserfahrung verwehrt sind: „Erinnert sei daran, daß die metaphorische Referenz darin besteht, daß die Auslöschung der deskriptiven Referenz [...] in zweiter Annäherung als eine negative Bedingung dafür erscheint, daß ein radikaleres Vermögen der Referenz auf Aspekte unseres In-der-Welt-seins freigesetzt wird, die nicht direkt ausgedrückt werden können.“⁹⁹ Darüber hinaus enthält die Leitmetapher das Angebot einer Sinndeutung, die über das unmittelbare Kriegserlebnis hinausgeht und eine Orientierung für die Zukunft bietet.

Adolf Hitler präsentiert dann in der Schilderung der Zeit des Ersten Weltkriegs in „Mein Kampf“ (1925) eigentlich gar kein Kriegserlebnis mehr, das als individuell zu bezeichnen ist. Zwar betont er mehrfach seine Erfahrungen als Meldegänger im Ersten Weltkrieg, die Eckpunkte seiner Erzählung aber werden durch drei große zeitgenössische Geschichtsmymen¹⁰⁰ gebildet: „Augusterlebnis“, „Langemarck“ und „Dolchstoßlegende“; beispielsweise schildert Hitler den Kriegsausbruch als Erlösung:

Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen. Ein Freiheitskampf war ausgebrochen, wie die Erde noch keinen gewaltigeren bisher gesehen [...].¹⁰¹

Der Zitation der Mythen kommt in Verbindung mit der Aufladung des Textes durch eine religiöse Semantik dabei die Funktion zu, das individuelle mit dem kollektiven Kriegserlebnis zu verschränken und gleichzeitig die ‚Auserwähltheit‘ des Protagonisten Hitler als eines Führer-Messias zu proklamieren.¹⁰²

Wie Jünger arbeitet auch Karlheinz Lemke in einem 1932 publizierten Buch mit einer Zentralmetapher. Lemke situiert seinen Text bewußt in der Grauzone zwischen Kriegsbejahung und -ablehnung; so verkörpert und vertritt der Ich-Erzähler, der wohl für den Autor steht, einerseits Tugenden wie Opfermut, Kameradschaft, Treue, Willensstärke, Vaterlandsliebe und Durchhaltevermögen; andererseits wird die Destruktion von Werten referiert, die der Krieg im Weltbild des Erzählers angerichtet hat:

⁹⁹ Ricœur, *Zeit und Erzählung*, Bd. I, S.126.

¹⁰⁰ Dies hat jüngst Patrick Krassnitzer klar herausgearbeitet; die These wird im Kapitel „Die Erweckung des Führers in *Mein Kampf*“ entwickelt. Vgl. das noch nicht abgeschlossene Manuskript der Dissertation von Patrick Krassnitzer, *Das Vermächtnis der Front. Kollektive Gedächtnisse und autobiographische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg bei der „verlorenen Generation“ in Deutschland*.

¹⁰¹ Adolf Hitler, *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band, 671.-675. Auflage München 1941 [Band I erstmals 1925], Erster Band: *Eine Abrechnung*, S.177. Die „Langemarck“-Stelle findet sich S.180/181, die Erzählung vom Dolchstoß S.223-225. Wie Krassnitzer ausgeführt hat, führt eine längere Passage S.219f. die Mythen „Langemarck“, „Verdun“ und „Dolchstoß“ in einem „Triptychon“, wie Krassnitzer es nennt, zusammen.

¹⁰² Vgl. ausführlicher dazu das Teilkapitel 6.1 „Rebellen um Ehre“. Zur Genese der Deutung des Kriegsendes, S.209-240. Schon Kenneth Burke sprach in Bezug auf „Mein Kampf“ von einer „Bastardisierung ursprünglich theologischer Denkschemata“. Kenneth Burke, *Die Rhetorik in Hitlers „Mein Kampf“ und andere Essays zur Strategie der Überredung*, Frankfurt am Main 1967, S.33.

Der Krieg hat einen dicken Strich gemacht unter all das, was vordem war, was ich vordem für wissenswert, für gut und schön hielt. Der Krieg hat einen Abgrund in meinem geistigen Ich entstehen lassen, der unüberbrückbar erscheint. Die Zeit ist grausam gegen mich und hat meinen Geist zersetzt. Zwischen damals und heute hat sich eine Kluft aufgetan, die mich zu verschlingen droht. Und vor mir liegt jetzt eine Wüste, in der ich verhungern werde. Was ich früher achtete, ehrte und verteidigte, das ist jetzt ausgelöscht in mir, wie weggeblasen, und wenn ich danach greife, flieht es weit – weit weg.¹⁰³

Da die Ambivalenz hinsichtlich der Bewertung des Krieges als nicht auflösbar erscheint, wird der Ort der Irritation im Titel des Buches mit „Niemandland“ bezeichnet; die Metapher verschränkt äußeres Geschehen mit innerem Erleben: „Unser Inneres ist zerfetzt, durchsiebt gleich der Erde mit den Millionen von Trichtern.“¹⁰⁴

Ad b) Das älteste Beispiel für Fiktionen von Autobiographien ist das 1926 publizierte Buch „Der feurige Weg“ von Franz Schauwecker. Dieser Text läßt den Leser darüber im unklaren, ob er autobiographisch oder eine Fiktion sei; gleichwohl beansprucht er durch die gewählte Erzählhaltung für sich jene Autorität von Wahrheit, Authentizität und Unmittelbarkeit, die für die Autobiographie kennzeichnend ist. „Der feurige Weg“ ist in zwei Teile gegliedert: Teil I („Erlebnis“) wird aus der Perspektive eines Ich-Erzählers wiedergegeben. Erst die Anwesenheit eines zweiten, essayistischen Teils („Ergebnis“) legt es nahe, daß der Gesamttext eine Fiktion ist. Dieser Aufbau verweist schon auf die Hervorhebung des „Erlebnisses“ gegenüber der dokumentarischen Funktion.¹⁰⁵ Das im Präsens erzählte „Erlebnis“ des Ich-Erzählers und Protagonisten, der nie mit seinem Namen angesprochen wird, weicht durch die zahlreichen Lehren, die aus dem Krieg gezogen werden, durch die Adjektivhäufung, den geradezu surrealistischen Stil und die zahlreichen Metaphern und Allegorien von den Konventionen der Autobiographie ab:

Und da blüht uns schon des Todes brennende Blume zwischen den Fingern, hellrosig zwischen Hemd und Haut uns entgegenquellend aus dem fruchtbaren Boden des Fleisches, feucht und naß. [...] während das Blut quillt, rosig und schaumig, denn es sprudelt aus der Lunge, perlend von Sauerstoff, dem Hauche des Lebens .. es ist der Quell des Lebens selbst, der hier sprudelt. Der Tod, dieser Kannibale, zapft sich eine Flasche Sekt ab.¹⁰⁶

Johannes Schönherr zeigt dagegen durch den Namen seines Ich-Erzählers „Peter Harter“, des-

¹⁰³ Karlheinz Lemke, Niemandland. Erlebnisse, Leipzig / Zürich: Grethlein 1931, Zitate S.145.

¹⁰⁴ Lemke, Niemandland, S.247. Lemkes „Niemandland“ stellt exakt jene Topographie des Erinnerens und Vergessens dar, die mit Burkhard Schäfer als Unort der Hybridisierung von Modernität und Traditionalismus betrachtet werden kann; vgl. Burkhard Schäfer, Unberühmter Ort. Die Ruderalfläche im Magischen Realismus und in der Trümmerliteratur (= Tübinger Studien zur deutschen Literatur, Bd.18), Frankfurt am Main u.a. 2001, S.79: „Die Ruderalfläche ist *postmodern* und *archaisch*. Das verunkrautete Niemandland antizipiert eine Landschaft *nach* der menschlichen Zivilisation, die *wieder* ein frühzeitliches Gepräge annimmt. Die postmodernen Areale sind deshalb immer zugleich auch *posthumane* Landschaften.“

¹⁰⁵ Franz Schauwecker, Der feurige Weg [=Der Aufmarsch. Eine Reihe deutscher Schriften. Herausgegeben von Ernst Jünger, Erster Band], Leipzig: Der Aufmarsch Verlagsgesellschaft m.b.H. 1926.

¹⁰⁶ Schauwecker, Weg, S.139/140. Zuvor war bereits eine Vision wiedergegeben worden: „[...] nein, unsre Germania, meine ich, [...] da geht sie vorüber, langsam und schwer, denn ihr Leib ist gewölbt, ihre erdenen Hüften sind wie Kuppeln, ihre Brüste aus Fels strotzen von Kraft und Gesundheit, und sie hat die Hände über dem hohen Leib gefaltet und den Blick gesenkt wie die alten deutschen Marienbilder aus Holz und Sandstein, denn sie ist schwanger, ja, sie geht trächtig mit Zukunft und Schicksal, sie ist kostbarer als alles Gold und Geschmeide

sen Lebensgeschichte inklusive Kriegserlebnis erzählt wird, an, daß es sich hier um eine Fiktion handelt; ebenso Max Jungnickel, der seinem Buchtitel das Wort „Roman“ beifügt.¹⁰⁷

Hans Henning Freiherr Grote Erzählung „Die Höhle von Beauregard“ verquickt die Leitmetapher der Höhle als Hervorbringungsort des ‚neuen Menschen‘ mit einem Repräsentativitätsanspruch. Der Ich-Erzähler, dessen Identität mit dem Verfasser nirgendwo nahegelegt wird, rettet sich an der Westfront mitsamt seiner Truppe vor dem französischen Artilleriefeuer in eine Höhle. Im mehrere Tage dauernden und die Nerven zerrüttenden Verteidigungskampf werden aus Jungen Männer, die Kompanie zu einem Ganzen zusammengeschweißt; die Höhle wird zum Geburtsort eines Männerbundes. Dieser Generation ist das Buch zugeeignet, als dem ‚schönen Ausblick‘ Deutschlands:

Ich widme dieses Buch einem Geschlecht, das um der Gesamtheit des deutschen Volkes willen seine Jugend begrub, noch ehe sie beginnen konnte, und darum ewig jung geblieben ist. Aus den Gräbern von Ypern und Verdun, vom Chemin des Dames und der Somme leuchtet mahrend das Licht unsterblicher Taten, würdig einer stolzen Vergangenheit, Warnung der harrenden Gegenwart, Verheißung für die Zukunft.¹⁰⁸

Die allzu programmatischen Aussagen scheinen der Authentifizierung zu bedürfen; wohl deshalb wird dem Text ein Quellenbeleg beigegeben: „Das Buch: ‚Die Höhle von Beauregard‘ ist eine Gestaltung historischer Tatsachen, wie sie die im Besitz des Verfassers befindlichen amtlichen Unterlagen belegen. Auch die Verlustziffern sind genauestens angegeben.“¹⁰⁹ Daß die „amtlichen Unterlagen“ nicht frei zugänglich sind, verleiht dem Text allerdings den Beigeschmack pseudo-historischen Erzählens.

Die Publikation von Remarques „Im Westen nichts Neues“ markiert 1929 eine Verschiebung des Wahrscheinlichkeitsarguments von dem konventionellen Begriff einer authentischen Erfahrung hin zu einer fiktiven Erfahrung,¹¹⁰ d.h. zu einer „Wahrheit“ der Fiktion. So liegt die spezifische Bedeutung von „Im Westen nichts Neues“ in einer Ausdeutung des Kriegserlebnisses vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Weimarer Republik, wie die vorangestellte Widmung deutlich zu erkennen gibt: „Dieses Buch [...] soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam.“¹¹¹

der Welt .. ja, ja .. da geht unsre Mutter, ach unsre Mutter.“ (127/128)

¹⁰⁷ Johannes Schönherr, Befreiung. Geschichte eines jungen Menschen, Berlin: Büchergilde Gutenberg 1927. Max Jungnickel, Brennende Sense. Roman, Bad Pyrmont: Ernst Schnelle Verlag 1928.

¹⁰⁸ Hans Henning Freiherr Grote, Die Höhle von Beauregard. Erlebnis der Westfront 1917, 6.-10. Tausend Berlin: Brunnen-Verlag / Karl Winckler 1930, S.7.

¹⁰⁹ Grote, Höhle, S.231.

¹¹⁰ „Der auf den ersten Blick paradoxe Ausdruck der fiktiven Erfahrung hat keine andere Funktion, als einen Entwurf des Werkes zu bezeichnen, der sich mit der gewöhnlichen Handlungserfahrung überschneiden kann: gewiß handelt es sich um eine Erfahrung, doch ist sie fiktiv, denn sie wird nur durch das Werk entworfen.“ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd. II, S.171.

¹¹¹ Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues, Berlin: Propyläen-Verlag 1929, Widmung S.5.

Der Erfolg von „Im Westen nichts Neues“ erklärt sich dabei auch aus einer für diese Zeit einmaligen Kombination von Publikation und Vermarktungsstrategie. Remarque präsentiert eine Ich-Erzählung, die zwar durch den Namen des Protagonisten „Paul Bäumer“ und durch dessen Tod am Ende der Erzählung klar als Fiktion gekennzeichnet ist, aber die Verlagswerbung des Hauses Ullstein wies den Text als authentischen Bericht des einfachen Soldaten Remarque aus.¹¹² Das ist auch insofern ein Novum, als kriegskritische Texte bis 1929 nie den Anspruch erhoben hatten, auf einer Kriegserfahrung zu beruhen – sie sind in aller Regel Fiktionen.¹¹³ Im Text wiederum wird häufig die Wir-Form benutzt und so der Anspruch unterstrichen, die repräsentative Erzählung einer ganzen Generation von Kriegsteilnehmern darzustellen. Die hohe Akzeptanz, die Remarques Bestseller in der Öffentlichkeit fand, und die Effektivität der Darstellung mit ihrem emotionalen Stil und einer Ästhetik des Horrors – kurz, die spezifische Literarizität des Textes – tragen dazu bei, daß das Authentizitätsparadigma erodiert. Nach dieser Publikation setzt ein Kriegsliteraturboom ein, der die Kommunikation über den Krieg via Literatur beschleunigt und mit ihr auch das Vergessen.¹¹⁴ In der Folge wird die Motivation, eine wirklichkeitsgetreue und realistische Darstellung zu geben, zerstört:

Es ist, als könnten nur immer komplexere Konventionen das Natürliche und Wahre erreichen; als ließe die wachsende Komplexität dieser Konventionen eben das Wirkliche, das die Kunst erreichen und ‚wiedergeben‘ will, in einen unerreichbaren Horizont zurücktreten. Darum konnte die Wahrscheinlichkeitsförderung nicht lange die Tatsache verbergen, daß die Wahrscheinlichkeit nicht nur Ähnlichkeit mit dem Wahren, sondern auch Schein des Wahren ist. Dieser feine Unterschied vertiefte sich dann zum Abgrund.¹¹⁵

¹¹² Vgl. die Ankündigung des Vorabdrucks von „Im Westen nichts Neues“ in der Vossischen Zeitung vom 8. November 1928: „Erich Maria Remarque, kein Schriftsteller von Beruf, ein junger Mensch in den ersten Dreißigern, hat zugedröhnt, hat plötzlich vor einigen Monaten den Drang und Zwang empfunden, das in Worte zu fassen, zu gestalten und innerlich zu überwinden, was ihm und seinen Schulkameraden, einer ganzen Klasse von jungen, lebenshungrigen Menschen, von denen keiner wiederkehrte, geschehen war.“ Zitiert nach Thomas F. Schneider, „Es ist ein Buch ohne Tendenz“ – *Im Westen nichts Neues*: Autor- und Textsysteme im Rahmen eines Konstitutions- und Wirkungsmodells für Literatur, in: *Krieg und Literatur / War and Literature*, Vol. 1 (1989) Nr. 1, S.23-39, Zitat S.23. Das in der Widmung entworfene Bild von einer inneren Zerstörung greift ein Verlagsprospekt vom Mai 1929 auf: „Als sich im Herbst 1927 die verschütteten Eindrücke seiner Frontzeit ungestüm meldeten, schrieb sie sich Remarque in wenigen Wochen von der Seele. Nur um sich von ihnen zu befreien, hatte er seine Kriegserlebnisse gestaltet [...]“ Zitiert nach Bärbel Schrader, *Der Fall Remarque. „Im Westen nichts Neues“ – Eine Dokumentation*, Leipzig 1992, S.9. Ausführlich dazu das Teilkapitel dieser Dissertation 5.3 Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ als zentrale ‚Drehscheibe‘ im Feld, S.172-189.

¹¹³ Ludwig Renns „Krieg“ wurde von den Zeitgenossen nicht als kriegskritisches Buch gesehen; es bekam wohlwollende Rezension auch aus dem deutschnationalen Lager. Dies änderte sich erst mit der Publikation von „Nachkrieg“, das die Konversion des Protagonisten zum Kommunismus erzählt. Insofern ist auch die gängige Zuordnung von „Krieg“ zu den kriegskritischen Texten durch die Forschungsliteratur eine Rückprojektion. Vier kriegskritische autobiographische Texte – von Kisch, Zickler, Graf und Tureck – setzen sich von den gängigen Erzählmustern stark ab; ihnen ist daher in der Untersuchung der Häretiker I ein eigener Abschnitt gewidmet: „5.1.2. Zur literarischen Konstruktion von Devianz“.

¹¹⁴ „Vergessen“ meint dabei mehr die Überlagerung und Ersetzung von Darstellungselementen durch andere Modi, insbesondere das Entfallen der ausgiebigen Schilderung des Kasernenhofschliffs, der Langeweile und Monotonie des Krieges; sie werden durch spektakulärere Schilderungen in den späteren Darstellungen ausgetauscht.

¹¹⁵ Ricœur, *Zeit und Erzählung*, Bd. II, S.24.

Von hier aus ist dann auch verständlich, daß ein Text, der sich direkt auf Remarque bezieht, die realistische Darstellung ad absurdum führt: Franz Arthur Klettmanns „Im Westen wohl was Neues. Contra Remarque“ erhebt den Anspruch, das von Remarque entworfene Wirklichkeitsbild *in der Fiktion* korrigieren zu wollen; im Vorwort heißt es:

„Im Westen wohl was Neues“
hat sich die Aufgabe gestellt, der deutschen Jugend den Weltkrieg so zu zeigen, wie er in Wirklichkeit war, dem ehemaligen Frontkämpfer, dem einfachen Soldaten zu zeigen, daß nicht alles, was nach Ungerechtigkeit aussah, nun auch wirklich ungerecht war.¹¹⁶

Der Haupttext arbeitet dann nicht, wie man erwarten könnte, mit einer besonders realistischen Darstellung; vielmehr gehört zu den Truppen, deren Vorgesetzter ein unbenannt bleibender Ich-Erzähler ist, eine wohlbekanntere Figur: „Paul Bäumer, ein blaß aussehender, verlebter und mit allen Untugenden behafteter Zwanzigjähriger mit flegelhaftem Benehmen und fläzigen Ausdrücken, durch die er sich den Nymbus [sic!] eines alten Frontsoldaten zu geben glaubt.“¹¹⁷

Ad c) Zeitgleich mit den eben angesprochenen Fiktionen von Autobiographien erscheinen mehrere Fiktionserzählungen, die an die biographischen Kriegserfahrung des Autors gekoppelt sind. Sie verschieben den Schwerpunkt von der authentischen Erinnerung eines Ich-Erzählers in Richtung der Erlebnisse einer fiktiven Figur; hier wird von der Einheit von Autor, Erzähler und Protagonist abgewichen, ohne daß die Bezüge der drei Instanzen vollständig aufgegeben würden. Zum Teil offenbart erst die literatursoziologische Perspektive dieser Untersuchung die autobiographischen Bezüge: 1928 etwa gibt Joachim Ringelnatz die Kriegserinnerungen eines „Gustav Hester“ heraus. Dies stellt allerdings eine recht erstaunliche Konstruktion dar. „Joachim Ringelnatz“ ist das Pseudonym von Hans Bötticher; „Gustav Hester“ ist es aber ebenso – Bötticher nahm als Marineleutnant am Ersten Weltkrieg teil,¹¹⁸ und so wird „Als Mariner im Krieg“ als autobiographischer Text Böttichers gewertet. Geschützt durch zwei miteinander verschränkte Pseudonyme,¹¹⁹ von denen das eine wohl den Marktwert der Publikation steigern sollte, erzählt Hans Bötticher mittels eines Ich-Erzählers die Vermittlungsversuche und die intermediäre Position des Marineleutnants Hester zwischen aufständischen Matrosen und resignierenden Offizieren.¹²⁰ Auch das Buch „Krieg“ von Ludwig Renn beruht auf einer vergleichbaren Konstruktion: „Ludwig Renn“ ist das

¹¹⁶ Franz Arthur Klettmann, *Im Westen wohl was Neues. Contra Remarque*, Berlin: Verlag C. Nonnemann 1931, Vorwort S.8.

¹¹⁷ Klettmann, *Westen*, S.11/12.

¹¹⁸ Karl Riha, Art. „Kuttel Daddeldu“, in: *Kindlers Literatur Lexikon*, Bd. 13 (Nachträge), München 1986, S.10749-10750.

¹¹⁹ Wer es von den Zeitgenossen wirklich wissen wollte, konnte schon 1930 nachlesen, daß sowohl „Ringelnatz“ und „Hester“ Pseudonyme waren; vgl. Art. Ringelnatz, Joachim, in: Robert Volz (Hrsg.), *Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Das Handbuch der Persönlichkeit in Wort und Bild*, Zweiter Band, Berlin 1930, S.1535.

¹²⁰ Gustav Hester, *Als Mariner im Krieg*. Hrsg. v. Joachim Ringelnatz, Berlin: Ernst Rowohlt Verlag 1928.

Pseudonym des sächsischen Adligen Friedrich Vieth von der Golßenau, der seit Beginn der Zwanziger Jahre überzeugter Kommunist ist. Die Verwendung des Pseudonyms hat ihren Grund: Während Golßenau im Krieg als Hauptmann diente, tritt der Ich-Erzähler „Renn“ als Rekrut in den Militärdienst ein und steigt in der Hierarchie bis zum Vizefeldwebel auf¹²¹ – der Blickpunkt wird also in die Mannschaftsdienstgrade verlegt, die „Perspektive von unten“ bewußt für die Darstellung eingesetzt.¹²²

Eine solche Darstellungsstrategie dient den Autoren dazu, den Fiktionsraum auszuweiten, die Beispielhaftigkeit der Protagonisten zu unterstreichen und sich nicht auf ein faktisches Geschehen festlegen lassen zu müssen. Der Bezug auf die „Wahrheit“ wird somit nicht mehr nur im Rekurs auf das Erfahrungswissen des Autors hergestellt, sondern die Möglichkeiten, im und durch den Text entworfene Erfahrungen zu entfalten, werden offen genutzt. Da der Verweis auf die Kriegsteilnahme der Autoren aber erhalten bleibt, wird vom „Wahrheits“-Anspruch der Texte nicht abgewichen, d.h. es kommt nicht zu der „bewußten Aufhebung der Alternative von wahr und falsch [...]“, wie sie für die Fiktionserzählung charakteristisch ist.¹²³

Franz Seldtes 1929-31 erschienene Trilogie „Der Vater aller Dinge“ arbeitet mit einer Hauptfigur namens „Helmuth Stahl“. In einem auf den 9. November 1928 datierten Vorwort, das als Brief an seinen Sohn gegeben wird, unterstreicht der lediglich als „Vater“ markierte Verfasser die Identität ‚seiner‘ Erlebnisse mit denen im Buch geschilderten:

Mein Kriegsbuch, lieber Junge, ist kein Buch der Weisheit, kein Roman, keine schwungvolle Dichtung. Es ist der Bericht von dem, was wir draußen in vier Jahren erlebten. Es ist nichts Sentimentales und Nachträgliches hineingeheimnist worden. Es ist ein Auszug aus meinen Kriegsbriefen, aus den Befehlsbüchern der Maschinengewehrkompanie des Infanterieregiments Altmark und aus meinem Tagebuch.¹²⁴

Was als Haupttext folgt, genügt dann den Kriterien einer Fiktion: Die Gedanken, Gefühle und Handlungen einer dritten Person („Helmuth Stahl“) werden in der dritten Person wiedergegeben; es wird im Imperfekt erzählt – um die Spannung zu steigern, wechselt der Text oft ins Präsens. Die Hauptfigur entwickelt im Krieg einen transportablen Schutzschild für Maschinengewehre, verliert den linken Unterarm und entwickelt inmitten der Revolution von 1918 die Idee zur Gründung einer Bewegung, die den „Geist der Front“ bewahren soll und die nicht näher benannt wird. Damit werden dem Protagonisten alle Fakten zugeschrieben, die von der Biographie Seldtes, eines altmärkischen Fabrikanten, Politikers und späteren NS-

¹²¹ Ludwig Renn, Krieg, Frankfurt am Main: Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag [Copyright 1929]. Inwieweit die Zeitgenossen jeweils über die tatsächlichen Autoren informiert waren, konnte nicht eruiert werden.

¹²² Bernd Ulrich, Die Perspektive ‚von unten‘ und ihre Instrumentalisierung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: Krieg und Literatur / War and Literature Vol. 1 (1989), Nr.2, S.47-64.

¹²³ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd.I, S.339.

¹²⁴ Franz Seldte, M.G.K. (= Der Vater aller Dinge, Bd.I), Leipzig: Verlag von K. F. Koehler [Copyright 1929], Vorwort S.8/9.

Reichsarbeitsministers bekannt sind.¹²⁵ Die zeitgenössischen Leser kannten die Fortsetzung des in der Trilogie Erzählten: Franz Seldte gründete 1918 den „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“, einen der radikalsten Wehrverbände der Weimarer Republik.

In vergleichbarer Weise kommt auch der Hauptfigur des Meldegängers Lutz in Alfred Heins „Eine Kompanie Soldaten. In der Hölle von Verdun“ eine Repräsentationsfunktion zu. Im Vorwort bezeichnet der Autor den Protagonisten als sein Alter ego und appelliert an die „Wahrheit“, die in diesem Text ausgesprochen werden soll; zugleich distanziert er sich von einem vergangenen Ich:

Dies Buch ist kein Roman, aber auch kein trockener Bericht von Kriegsabenteuern. Es ist auf Grund von persönlichen Erlebnissen mit allerdings bewußtem künstlerischen Willen gestaltet. Als Kompanie-Meldeläufer machte ich im April und Mai 1916 die Verdun-Offensive bei den Höhen „Toter Mann“ und „Höhe 304“ mit, und in der Charakterisierung seiner entscheidenden Gestalten, im inneren Wesenskern der Ereignisse beruht das Buch auf Lebenswahrheit. [...]

Das Buch ist absichtlich nicht in der Ich-Form geschrieben. Aus drei Gründen. Erstens wollte ich mich zu dem „damaligen Kriegsfreiwilligen Alfred Hein“ distanzieren, um mich selbst in dem wüsten Getriebe besser zu erkennen; zweitens soll es keinen „Helden“ dieses Buches geben, der Held ist die ganze Kompanie, eine von den vielen tausend Kompanien, die vorn gestanden. Drittens: Nicht nur was der meine Person vertretende Meldeläufer Lutz vom Kriege denkt und fühlt, soll als das „allein Wahre“ angesehen werden, Wynfrith, von Tislar, Hirschfeld, Agathe, sie alle haben ebenso recht.¹²⁶

Während der Text konsequent in der Vergangenheit erzählt wird, sind es insbesondere die geschilderten Empfindungen, die für die Präsenz des „allein Wahren“ bürgen und so die Erlebnischarakter hervorbringen sollen: „Da nahm Lutz den Apfel und spürte, wie instinktiv zwischen ihnen jetzt das Echte und Einzigartige, das Fronterlebnis erwachte: die Kameraschhaft.“¹²⁷ Sowohl bei Seldte als auch bei Hein ist es wahrscheinlich, daß sich die Erzähltechnik an Remarques „Im Westen nichts Neues“ orientiert.¹²⁸ Damit wird überdeutlich, daß nach Remarque der Verweis auf das Erfahrungswissen der Autoren zehn Jahre nach dem Weltkrieg so weit devalorisiert war, daß auch Publikationen, die sich vollständig als Fiktionen zu erkennen geben, Erfolgchancen bei den Rezipienten hatten.¹²⁹ Die

¹²⁵ So ist es auch nur konsequent, daß die in der Zeit politischer Radikalisierung publizierte Trilogie nicht zwischen politischem und publizistischem Kampf, zwischen Schreiben und Schießen differenziert; in dem mit „Franz Seldte“ unterzeichneten Schlußwort heißt es: „Kurze Stunden und Minuten am Tag und in der Nacht mußten der Arbeit abgerungen werden, und die Schreibzeiten waren wie kurze Feuerstöße am M.G. oder wie die kurzen Feuerpausen, die einem der Gegner läßt, wenn er auch einmal die Rohre kühlen muß.“ Franz Seldte, Vor und hinter den Kulissen (= Der Vater aller Dinge, Bd.III), Leipzig 1931, Schlußwort S.344.

¹²⁶ Alfred Hein, Eine Kompanie Soldaten. In der Hölle von Verdun, 1.-14. Tausend Minden i. W. / Berlin / Leipzig: Wilhelm Köhler Verlag 1930, Vorwort S.7.

¹²⁷ Hein, Kompanie, S.18.

¹²⁸ Zumindest bei Hein gibt es dazu einen unmißverständlichen Hinweis: „Endlich torkelten flüsternde Gestalten heran. [...] Die kamen aus der augenblicklich ziemlich ruhigen Gegend von Lens. Hatten Monate hinter sich mit gelegentlichen Granaten und Kugeln den Tag, so: Im Westen nichts Neues. Auf dem Anmarsch hatte das Bataillon mehr Leute verloren, als die letzten Wochen an der stillen Front.“ Hein, Kompanie, S.318.

¹²⁹ Eine andere Möglichkeit der Beglaubigung von Repräsentativität wählt Werner Beumelburg für seinen Buch „Die Gruppe Bosemüller“; dieser „große Roman des Frontsoldaten“ ist „Dem Gefreiten Wammsch“ gewidmet; wie sich auf S.18 herausstellt, ist der Gefreite eine Figur des Romans, fiktiv wie alle anderen auch. Vgl. Werner Beumelburg, Die Gruppe Bosemüller. Der große Roman des Frontsoldaten, Oldenburg i.O. / Berlin: Gerhard Stalling Verlag [Copyright 1930], S.5.

Texte von Seldte und Hein sind gute Beispiele dafür, daß der Verzicht auf eine authentifizierende Darstellung nur vor dem Hintergrund eines ohnehin schon hohen symbolischen Kapitals der Autoren riskiert wurde; Seldte erwarb dieses im politischen Feld, Hein hatte 1922 den Bestseller „Kurts Maler. Ein Lieblings-Roman“ – eine Courts-Mahler-Parodie – publiziert.¹³⁰

Friedrich Wilhelm Heinz schließlich wird eine mit Seldte und Hein vergleichbare Erzähltechnik gewählt haben, um den Fiktionsraum zu erweitern und so der Staatsanwaltschaft nicht noch mehr Hinweise auf seine Verstrickung in Fememorde und Attentate auf führende Repräsentanten der Weimarer Republik liefern zu müssen. Zwar wiederholt er den üblichen Verweis auf den autobiographischen Hintergrund des Buches (es „blieb übrig als der zweite Teil einer in Romanform gekleideten Darlegung meines Lebens, die ursprünglich die Zeit zwischen 1905 und 1925 umfaßte.“¹³¹), sein Protagonist heißt aber dann „Georg Heidt“, und es wird in der dritten Person und im Imperfekt erzählt. Diese fiktive Figur trifft auf historische Personen wie Hitler und Ludendorff; der Protagonist nimmt am Weltkrieg, am Ruhrkampf und am Hitlerputsch von 1923 teil. Auch hier gilt wieder, was Ricœur „Neutralisierung“ genannt hat – das Erzählte steht nicht mehr vertretend für historische Ereignisse.

Ad d) In einer Art „roll-back“ wird ab 1930 versucht, die Autorität der „Kriegserfahrung“ wiederherzustellen und mit ihr das autobiographische Erzählen erneut stark zu machen. Dabei kommt es – vornehmlich in Auseinandersetzung mit den von Remarque gesetzten Darstellungstandards (Episodenstruktur, Wechsel vom „ich“ zum „wir“, präsentisches Erzählen, szenische Wiedergabe, Ästhetik des Grauens) – zur wiederholten Durchbrechung der Wahrscheinlichkeit. Insbesondere die Tatsache, daß seit Kriegsende nunmehr zwölf Jahre vergangen sind, läßt es wenig plausibel erscheinen, daß z.B. Dialoge präzise wiedergegeben oder Details aus Kampfhandlungen geschildert werden können; dies würde ein schier unglaubliches Erinnerungsvermögen des Erzählers voraussetzen. Daher kommen nunmehr zwei Hauptstrategien zum Einsatz.

Zum einen wird versucht, die Intensität der Darstellung namentlich durch einen regelrechten Kult der Gewalt und eine sakralisierte Selbstdarstellung zu steigern; Beispiele hierfür sind die Texte von Georg Bucher und Hans Zöberlein.¹³² Durch die Selbstdarstellung als Märtyrer der Nation, die ausführliche Schilderung von Leiden, Schmerz und Trauer über

¹³⁰ Dieser Titel erreichte innerhalb von kürzester Zeit die sagenhafte Auflage von 999.000 Exemplaren; vgl. Donald Day Richards, *The German Bestseller in the 20th Century. A complete Bibliography and Analysis 1915-1940*, Bern 1969, S.55.

¹³¹ Friedrich Wilhelm Heinz, *Sprengstoff*, Berlin: Frundsberg-Verlag G.m.b.H. [Copyright 1930], Vorrede, S.12.

¹³² Georg Bucher, *Westfront 1914 – 1918. Das Buch vom Frontkameraden*, Wien / Leipzig: Carl Konegen Verlag 1930. Hans Zöberlein, *Der Glaube an Deutschland. Ein Kriegserleben von Verdun bis zum Umsturz*, München 1938 [Copyright 1931 by Franz Eher Nachf., G.m.b.H. München]. Vgl. dazu unten das Kapitel 6 „Häretiker II: Radikalnationalistische Texte“, S.208-285, in denen die beiden Texte mehrfach zitiert werden.

verlorene Kameraden, die Enttäuschung über den Dolchstoß der Heimat wird ein affektgeladener Stil kultiviert. Die haßerfüllten, rassistischen Tötungsszenen, die als Phantasmen betrachtet werden können, sowie die Häufung horrifizierender Details zeigen, daß Techniken der phantastischen Literatur auf die Kriegsliteratur angewandt wurden, um mit den Horror-Effekten von „Im Westen nichts Neues“ mithalten zu können. Beide Texte geben in langen Passagen Kampfszenen im Präsens wieder, Zöberlein versucht schon durch den unglaublichen Umfang des Textes (890 Seiten) sein „Kriegserlebnis“ erschöpfend zu behandeln und nachhaltig zu beeindrucken. Gerade im Insistieren auf einem authentischen Erfahrungsgehalt versuchen Texte wie diese die Kluft zu verdecken, die zwischen der Perspektive von 1930 und der von 1918 bestehen muß.¹³³ Die neuerliche Bekräftigung der Autobiographie und die Distanzlosigkeit der Darstellung, die am Modus des präsentischen Erzählens ablesbar ist, zeigen, daß die Präsentationsstrategien darauf zielten, die Vergangenheit nicht als vergangen und abgeschlossen anzuerkennen; vielmehr soll der Krieg als intensives Erlebnis verfügbar bleiben.

Zum anderen erfolgt die Betonung der Unmittelbarkeit des Erlebens und ihre Plausibilisierung mittels einer Konsekration des Autors¹³⁴ durch einen vorgeschalteten Herausgeber oder Verfasser einer Einführung, der den dokumentarischen Wert des Textes herausstreicht und qua symbolischem Kapital dessen Glaubwürdigkeit verbürgt; für Zöberleins „Glaube an Deutschland“ beispielsweise verfaßte Adolf Hitler das Vorwort:

Ein einfacher Soldat, der nicht beabsichtigte, die Kriegsliteratur zu vermehren, hat sich in jahrelanger, mühevoller Arbeit neben seinem Beruf eine Last von der Seele geschrieben. Kämpfe und Schlachten stehen in historischer Treue mit Tag und Stunde, Ort und Gelände wieder auf. Nicht so, wie man vielleicht die Ereignisse heute nach Jahren erst sieht.¹³⁵

Wie oben angedeutet, steht dann im Haupttext nicht die Präsentation von Fakten und Dokumenten im Vordergrund, sondern die Schilderung eines „Erlebnisses“. In ähnlicher Weise unterstreicht ein „Dr. Gieraths“ aus Breslau in seinem Vorwort den ‚ursprünglichen‘ Charakter eines Kriegstagebuchs: „D a r i n liegt der Wert des Buches, daß es nur stilistisch, nicht aber inhaltlich überarbeitet ist wie viele andere, die den Krieg rückschauend schildern. Nicht

¹³³ Interessant ist hier, daß Zöberlein diesem Umstand in einer weiteren Publikation Rechnung trug; der Nachfolgebund zu „Der Glaube an Deutschland“ hat als Protagonisten einen „Hans Krafft“ und wird auktorial erzählt; gleichwohl enthält er Zöberleins biographische Erlebnisse zwischen 1918 und 1923. Hans Zöberlein, *Der Befehl des Gewissens. Ein Roman von den Wirren der Nachkriegszeit und der ersten Erhebung*, 10. Auflage / 191.-210. Tausend München: Franz Eher Nachf. F.m.b.H. 1939 [Copyright 1937].

¹³⁴ „L’éditeur est celui qui a le pouvoir tout à fait extraordinaire d’assurer la *publication*, c’est-à-dire de faire accéder un texte et un auteur à l’existence *publique* (*Öffentlichkeit*), connue et reconnue. Cette sorte de ‚création‘ implique le plus souvent une *consécration*, un *transfert de capital symbolique* (analogue à celui qu’opère une préface) qui est d’autant plus important que celui qui l’accomplit est lui-même plus consacré, à travers notamment son ‚catalogue‘, ensemble des auteurs, eux-mêmes plus ou moins consacrés, qu’il a publiés dans le passé.“ Pierre Bourdieu, *Une révolution conservatrice dans l’édition*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 126/127 (1999), S.3-29, Zitat S.3; Hervorhebungen im Original. Der Begriff „Konsekration“ erstmals in: Pierre Bourdieu, *Genèse et structure du champ religieux*, in: *Revue française de sociologie* Jg.12 (1971), S.295-334, dort S.310f.

wird Dichtung und Wahrheit gemischt – nur Tatsachen sprechen“. Daher sei „das Tagebuch als Ganzes ein wertvolles Dokument für das Fühlen und Denken des deutschen Volkes im Kriege“. ¹³⁶ Und Franz Karl Ginzkey, österreichischer Lyriker und Erzähler, leitet das Buch eines Artilleristen ein, indem er dessen aliterarischen Status zementiert:

Nur wenige unter den Hunderten von „Kriegsromanen“ sind rein geblieben in der lauterer Absicht, literarisch unverschminkte, ins Maß des Geschehens richtig eingestellte Berichte zu bringen all des Schauerlichen und Betrübllichen, das der Krieg als schwerste Verirrung der Menschheit verschuldet, aber auch all des Großen und Erhebenden, das er nebstbei im menschlichen Pflichtgefühl zur Folge hat. [... So] entstand dieses Buch, ganz ohne literarische Absicht, lediglich als ununterdrückbares Bekenntnis. ¹³⁷

Daß nunmehr zu solchen Mitteln gegriffen wird, um eine Unmittelbarkeit des Erlebnisses und der Erfahrung zu verbürgen, ¹³⁸ zeigt nur, wie stark eben diese Begriffe und mit ihnen die zeitgenössische Vorstellung von Authentizität sowie die Glaubwürdigkeit der Verfasser schon erodiert sind. Der wachsende zeitliche Abstand zum Ereignis äußert sich in einer zunehmenden Distanzierung von den authentischen Erinnerungen; in einer Gegenbewegung wird zugleich versucht, den Krieg als intensives Erlebnis durch Extensivierung der literarischen Mittel und Vorschalten eines Herausgebers zu „retten“. Diese Strategie wiederum setzt auf die Möglichkeiten der Fiktion, Unmittelbarkeit und Authentizität plausibel zu erzeugen.

2.1.2 Fiktionalisierung der Historie und Historisierung der Fiktion

Paul Ricœur führt im dritten Band von „Zeit und Erzählung“ seine Gedanken zu einer „Überkreuzung von Historie und Fiktion“ ¹³⁹ aus. Für die Geschichtswissenschaft verweist er auf die Funktion der Vergegenwärtigung von Vergangenen, durch die historiographische Werke die „Nichtbeobachtbarkeit der Gewesenheit“ ¹⁴⁰ zu kompensieren suchen. Hinsichtlich der fiktionalen Erzählung konstatiert Ricœur einen Modus des *als-ob*-Erzählens: „Irgend etwas erzählen, scheint mir, heißt es so zu erzählen, *als ob* es geschehen sei.“ ¹⁴¹ Da es hierbei keineswegs darum geht, eine historische Vergangenheit wiederzugeben, beschreibt Ricœur den Raum des

¹³⁵ Zöberlein, Glaube, Vorwort von Adolf Hitler, S.7.

¹³⁶ Gerhard Siegert, Bis zum bitteren Ende. Vier Jahre Stellungskrieg, Leipzig: K.F. Koehler [Copyright 1930], Vorwort, S.6.

¹³⁷ Robert Mimra, Batterie 4, Graz / Wien / Leipzig: Verlag „Das Bergland-Buch“ / Deutsche Vereins-Druckerei A. G. Graz [Copyright 1930], Vorwort von Franz Karl Ginzkey, S.7 und 10. Ein weiteres Beispiel für Herausgeberschaft bietet Friedrich Philipp Kiehl, An der Ostfront nichts Neues. Weltkriegserleben eines Elsässers, Leipzig / Straßburg / Zürich: Heitz & Cie [1932], der das Kriegserinnerungen seines Freundes Franz Karr einleitet: „Was er erlebt und geduldet als Angehöriger eines preußischen Infanterieregiments, welches in den verschiedensten Gegenden der Ostfront tätig war, hat er nach dem Kriege wahrheitsgetreu niedergeschrieben. Seine Aufzeichnungen habe ich nach seinem Tode gesammelt und, in Form einzelner Episoden aneinandergereiht, zum Druck vorbereitet.“ Kiehl, Ostfront, Vorwort, S.15.

¹³⁸ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd. III, S.259: „Die angebliche Treue zum Leben verbirgt nur die geschicktesten Maßnahmen, mit denen der Autor versucht, im Werk jene ‚Intensität der Illusion‘ hervorzurufen [...].“

¹³⁹ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd. III, S.294-311.

¹⁴⁰ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd. III, S.296.

¹⁴¹ Ricœur, Zeit und Erzählung, Bd. III, S.306.

Möglichen, den die Fiktion eröffnet, folgendermaßen: „Die *Quasi-Vergangenheit* der Fiktion wird dadurch zu einem Instrument, das es erlaubt, *die in der wirklichen Vergangenheit unterdrückten Möglichkeiten* aufzudecken.“¹⁴² Auf dieser Grundlage spricht Ricœur von einer „Überkreuzung von Historie und Fiktion“; nach der hermeneutischen Interpretation Ricœurs wird diese Überkreuzung durch den Leser vollzogen und zu Ende gebracht.

Im vorliegenden Fall lassen sich jedoch im Materialkorpus Beispiele finden, in denen die beiden von Ricœur erörterten Bewegungen einer Fiktionalisierung der Historie und Historisierung der Fiktion *durch die Texte* vollzogen werden. Damit deutet sich an, was sich als Konvergenzbereich dieser beiden Bewegungen und damit als die Gesamtrichtung der erzähltechnischen Entwicklung bestimmen läßt: Die Amalgamierung von fiktionalem und historischem Erzählen. Die im folgenden Abschnitt erörterte Entwicklungsrichtung läuft dabei im Grunde parallel zu der Entwicklung, die anhand der autobiographischen Texte aufgezeigt wurde; in beiden Fällen handelt es sich um eine zunehmende Aufweichung der Grenze zwischen „Fiktion“ und „Historie“. Anhand der im folgenden behandelten Texte wird aber deutlich, daß diese Verwischung der Grenze auch literaturexterne Gründe hatte: Der gigantische Umfang des Ereignisses „Weltkrieg“ mit seinen Millionen Beteiligten und der hohe Stellenwert autobiographischer Texte stellten eine Herausforderung auch an die zeitgenössische Geschichtsschreibung dar. Die Diskrepanz zwischen einer ‚Generalstabsperspektive‘, die strategische und taktische Erwägungen sowie die Ausführung von militärischen Operationen in Betracht zieht, und dem individuellen Erlebnis von Kriegsteilnehmern, das in Erinnerungen und Erzählungen kommuniziert wurde, führte zu einer „Problematisierung der traditionellen quellenbasierten Historiographie“¹⁴³ und zur Aufwertung einer als plausibler und anschaulicher erscheinenden Perspektive ‚von unten‘. Wie zu zeigen sein wird, führt diese Konkurrenz der Perspektiven, die als „Ausdruck eines gewandelten Geschichtsbegriffs, der andere Ebenen vergangenen Geschehens auf andere Weise in den Blick bekommen möchte“¹⁴⁴ verstanden werden kann, zu einem erhöhten Austausch und wechselseitigen Anleihen zwischen literarischen Werken und militärgeschichtlichen Arbeiten. Durch die Publikation einer solchen Masse von privaten Kriegserinnerungen nach 1918 – hier ist die Überlappung mit der zeitgenössischen Memorialkultur und solchen paraliterarischen Texten wie Regimentsgeschichten und Tagebuchblättern offensichtlich – mußte die offizielle Weltkriegsgeschichtsschreibung, ohnehin schon als Instrument des alten Systems bereits delegitimiert, von ihren eingeführten Dar-

¹⁴² Ricœur, *Zeit und Erzählung*, Bd. III, S.310.

¹⁴³ Kurt Möser, *Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 2 (1986), S.39-51, Zitat S.42.

¹⁴⁴ Möser, *Kriegsgeschichte*, S.43. Möser geht S.44 sogar so weit, von einem „Übergang von der diskursiven Kriegsgeschichte ‚von oben‘ zur erzählenden Prosa ‚von unten‘“ zu sprechen.

stellungstraditionen abgehen: „In dieser Situation konnte die amtliche Militärgeschichtsschreibung ihre bisherige monopolartige Position nicht länger aufrecht erhalten“.¹⁴⁵ Die Folge war, daß beispielsweise die Reihe „Schlachten des Weltkriegs“, die vom Reichsarchiv seit 1921 herausgegeben wurde, zu einer „Mischform aus Militärgeschichtsschreibung und Kriegsbelletristik“¹⁴⁶ mutierte.

Jenseits der Erörterung außerliterarischer Faktoren erscheint die im folgenden zu diskutierende erzähltechnische Entwicklung angesichts der engen Verschränkung der Werke und ihren wechselseitigen Verweisen aber nicht als Zufallsprodukt im Rahmen eines Durchspielens des Raums der Möglichkeiten, sondern als Produkt der Problematisierung des Erzählens und seiner Instanz, d.h. als selbstreflexiver Prozeß. Der Ausdifferenzierungsprozeß ist als Ergebnis des Bemühens, historiographischen Bericht, individuelles Kriegserlebnis und Darstellungsmöglichkeiten, die nur der Fiktion möglich sind, miteinander zu verklammern. Daher ist es auch legitim, diese Entwicklung zu der von Ricœur formulierten These in Bezug zu setzen bzw. diese hinsichtlich der Kriegsliteratur zu reformulieren: die literarischen Werke, die im Zentrum der folgenden Untersuchung stehen, versuchen ihrerseits, die Zeit individuellen Erlebens (d.h. die erlebte Zeit) mit der Zeit des Ereignisses des Ersten Weltkriegs zur Deckung zu bringen. Anders ausgedrückt: es wird versucht, der Darstellung eine Ausgestaltung zu geben, in der das Erleben eines Einzelnen oder einer überschaubaren Gruppe von Menschen als repräsentativ bzw. als angemessener Leitfaden für die Schilderung eines Großereignisses wie es der Erste Weltkrieg war, gezeigt werden kann.¹⁴⁷

Als gutes Beispiel für eine Fiktionalisierung der Historie können mehrere Bücher von Werner Beumelburg gelten, die er noch vor seinem Frontroman „Die Gruppe Bosemüller“ verfaßte. 1923 publizierte Beumelburg den ersten Band der „Schlachten des Weltkriegs“, die im Auftrag des Reichsarchiv herausgegeben wurden und „in historisch getreuer Wiedergabe“¹⁴⁸ einzelne Großkämpfe schildern sollten. Neben einer Gliederung, die an musikalischen

¹⁴⁵ Markus Pöhlmann, „Das große Erleben da draußen“. Die Reihe *Schlachten des Weltkrieges* (1921-1930), in: Thomas F. Schneider, Hans Wagener (Hrsgg.), *Von Richthofen bis Remarque: Deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg* (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*, Bd.53), Amsterdam / New York 2003, S.113-131, Zitat S.114.

¹⁴⁶ Pöhlmann, *Erleben*, S.113.

¹⁴⁷ Anlässlich der Beschäftigung einer völlig anderen Quellengattung, nämlich der des Traums, hat der Historiker Reinhart Koselleck festgehalten: „Es ist die geschichtliche Zeit, [...] deren perspektivischer Zwang von der Erkenntnistheorie der geschichtlichen Aufklärung bedacht worden ist. Im Maß als der authentische Augenzeuge einer Begebenheit aus seiner favorisierten, ereignisbezogenen, Rolle verdrängt wurde, gewann die anschauungslose Zeit eine erkenntnisschaffende, die ganze Geschichte erfassende Funktion.“ Reinhart Koselleck, *Terror und Traum. Methodologische Anmerkungen zu Zeiterfahrungen im Dritten Reich*, in: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S.278-299, Zitat S.282.

¹⁴⁸ Werner Beumelburg, *Douaumont*. Unter Benutzung der amtlichen Quellen des Reichsarchivs bearbeitet (= *Schlachten des Weltkriegs*, Bd.1), 2. Aufl. Oldenburg i.O. / Berlin: Gerhard Stalling Verlag 1925, Vorwort des Präsidenten des Reichsarchivs, S.5. Vgl. zu diesen Werken auch die Ausführungen von Pöhlmann (oben Fußnote 145).

wie dramatischen Formen orientiert scheint („Auftakt“, „Intermezzo“, „Wandlung“, „Schicksal“, „Finale“), treibt Beumelburg die Fiktionalisierung mit mehreren Stilmitteln voran; beispielsweise werden Elemente der phantastischen Literatur verwendet, um die Spannung zu steigern, etwa wenn eine Gruppe zurückkehrender Soldaten mit einem Totenheer verglichen wird:

Die Toten!

Aus den Löchern hebt sich im Flackerschein der Explosionen Gestalt auf Gestalt, bilden eine Kette, schreiten voran, langsam, gebeugt, abwechselnd immer getaucht in hellrotes Feuer und in finsterste Nacht, hin- und hergerissen zwischen Grabgruft und höllischem Tanzboden. Und keiner sieht rechts und links, keiner hemmt den Schritt, keiner beschleunigt ihn ... keiner bricht zusammen im Wirbel des Feuers.

Geisterzug! Rückkehr der Toten zur Heimat! ...¹⁴⁹

Beumelburg überschreitet nach dem sensationellen Erfolg des ersten Bandes – 135.000 verkaufte Exemplare – die Grenze zwischen Geschichte und Gedächtnis in einem weiteren von ihm publizierten Band der „Schlachten des Weltkriegs“. Dort erweitert Beumelburg die kritischen Programme der Geschichtswissenschaft „Forschung, Erklärung, Darstellung“ durch das Totengedenken; mehrfach wird im Text ein Gebet an die „Notre Dame de Lorette“ interpoliert, das „in besonderem Maße das seelische Moment und die Eigenart des Ringens“ illustrieren sollte.¹⁵⁰ Gegen Ende des Textes werden die Leser direkt angesprochen, die Frage „Wer weiß noch [...]?“ wird beschwörend mehr als ein dutzendmal wiederholt, und kurz darauf wird angezeigt, daß auf eine pseudo-religiöse Memorialisierungsfunktion hin gearbeitet wird: „Es gibt kein Leid, aus dem nicht Hoffnung wächst, und es gibt keinen Tod, der nicht Leben verheißt. Und es gibt nur e i n e Sünde: die heißt Vergessen ...“¹⁵¹

Auch der Prozeß einer Historisierung der Fiktion kann am Quellenmaterial verdeutlicht werden: Je später desto häufiger werden in fiktionalen Erzählungen Dokumente integriert, historische Personen gehören zu den Hauptfiguren, und auch hier kommt es häufig im Text zu einem Verweis auf die Person des Autors, mit Hilfe dessen die Fiktion in der Geschichte ‚verankert‘ werden soll. Eines der ältesten Beispiele findet sich in Albert Daudistels 1925 publiziertem Roman „Das Opfer“; dort tauchen als Nebenfiguren die beiden Matrosen Köbis und Reichpietsch auf, zwei historische Personen, die von den Revolutionsmonaten her weithin bekannt waren; der Roman schlägt so die Brücke zu den historischen Ereignissen.¹⁵² Zentral für das Buch ist das Spannungsverhältnis zwischen der radikalen Haltung der Hauptfigur des Romans und den proletarischen Massen, an deren Versagen die Revolution schließlich schei-

¹⁴⁹ Beumelburg, Douaumont, S.65.

¹⁵⁰ Werner Beumelburg, Loretto. Mit einer Übersichtskarte, fünf Skizzen, neunzehn Bildern und einem Anhang, (= Schlachten des Weltkriegs, Bd.17), Oldenburg i.O. / Berlin: Gerhard Stalling Verlag 1927, Einführung des Archivrats Soldan, S.5. Das Gebet findet sich in Variationen auf S.36/37, 69, 119/120, 170.

¹⁵¹ Beumelburg, Loretto, S.167/168, Zitat S.169.

¹⁵² Albert Daudistel, Das Opfer, Berlin: Verlag Die Schmiede 1925.

tert. So stellt die fiktive Handlung des Romans einen Versuch der Erklärung dieses Scheiterns dar, der zu den historischen Ereignissen ins Verhältnis gesetzt wird.

Den beiden Aufständischen Kōbis und Reichpietsch ist auch der Roman des Sozialisten Plivier „Des Kaisers Kulis“ gewidmet, und in einem der langen, episodenhaften Abschnitte ist Kōbis auch eine der Figuren. Zusätzlich wird in „Des Kaisers Kulis“ der dokumentarische Eindruck noch verstärkt, indem in einem einzigen Abschnitt der Autor selbst als Ich-Erzähler zum Einsatz kommt:

9526 Tote vor dem Skagerrak, 5475 auf der Doggerbank, vor den Falklandinseln, vor Coronell und Helgoland. In Reihen nebeneinander liegen sie in den Massengräbern von Wilhelmshaven und Rosyth oder verscharrt in den patagonischen Einöden. Die andern haben die Fische gefressen.
Hier ist kein Roman. Hier ist ein Dokument!
Und dann: ich bin doch auch dabei gewesen.
Gemustert A.G. 1914. II. Matrosendivision Wilhelmshaven, 5. Kompanie, Nr. 143. An Bord Seiner Majestät Himmelfahrtsdampfer Nr. VIII!¹⁵³

Durch die Reihe der Episoden, den Wechsel der Erzählperspektiven, die Verwendung des Präsens, von Matrosensprache und historischen Figuren – dies alles gibt dem Buch den Charakter eines Reportageromans¹⁵⁴ – soll bei Plivier insgesamt eine „Interpretation der Revolution, in der sich die ehemals Beteiligten wiedererkennen können“,¹⁵⁵ vorgelegt werden. Auch deshalb bleibt das Ende des Romans offen; indem er mit dem Zusammenbruch des Kaiserreiches endet und sich nicht auf eine ideologische Perspektive verengt, zeigt der Text an, daß die Konsequenzen aus den Ereignissen der Vergangenheit noch zu ziehen sind.

Der oben zitierte autobiographische Verweis *im Text* stellt einen der raffiniertesten Kunstgriffe der Kriegsliteratur dar: Zwar hat Paul Ricœur ausgeführt, daß in der Fiktion „sämtliche Bezugnahmen auf reale historische Ereignisse ihrer Repräsentanzfunktion beraubt [werden], wodurch sie sich dem irrealen Status der übrigen Ereignisse angleichen. Genauer gesagt werden die Referenz auf die Vergangenheit und die Repräsentanzfunktion zwar beibehalten, aber im Modus der Neutralisierung [...]“.¹⁵⁶ Auf diese Weise können sämtliche Werkzeuge der Repräsentanzbeziehung (wie historische Figuren, Kalender, Dokumente, Fotos usw.) der Fiktion zugeschlagen werden. Was geschieht nun bei Plivier? Präzise gesprochen wird durch das Einbringen autobiographischer Bezüge die Neutralisierung der Repräsentanzfunktion in der Fiktion wieder zurückgenommen. Da es einer Enteignung des Autors von seinen

¹⁵³ Theodor Plivier, *Des Kaisers Kulis*. Roman der deutschen Kriegsflotte, 18.-40. Tausend Berlin: Malik Verlag A.-G. [Copyright 1930], S.238.

¹⁵⁴ Präzise gesprochen ist „Des Kaisers Kulis“ *kein* Reportageroman, sondern in weiten Teilen Fiktion; daß dennoch gelegentlich in der Forschung diese Bezeichnung verwendet wird, zeigt nur einmal mehr, daß die Standards der Erzähltechnik nicht von der Kriegsliteratur gesetzt wurden, sondern in ihr zur Anwendung kamen; darüber hinaus wird deutlich, welch geringen Erklärungswert eine solcher Terminus hat.

¹⁵⁵ Walter Fähnders, Martin Rector, *Linksradikalismus und Literatur*. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik, Bd.II, Reinbek bei Hamburg 1974, S.231. Zu „Des Kaisers Kulis“ siehe dort S.230-243.

biographischen Erlebnissen gleichkäme, wenn man auch den autobiographischen Teil der Fiktion zuordnen würde, muß konstatiert werden, daß dieser Text zwischen Fiktion und Dokument changiert.

Auch ein Teil der fiktionalen Texte nationalistischer Autoren kommt nicht ohne den Verweis auf vorgeblich authentische Erfahrungen und Fakten aus. Beispielsweise versieht Josef Magnus Wehner seinen Roman „Sieben vor Verdun“ mit dem Hinweis auf seine Kriegsteilnahme und gedruckte Quellen:

Der Verfasser trat bei Kriegsausbruch als Freiwilliger in das Heer ein und war ununterbrochen an der Front bis zum 12. Juli 1916. An diesem Tage wurde er schwer verwundet von Fleury in die Totenschlucht getragen.

Als Quellen dienten die Veröffentlichungen des Reichsarchivs, die Memoiren des Kommandanten Raynal und die Werke von Henri Bordeaux.¹⁵⁷

Einen Schritt weiter noch geht Hans Henning Freiherr Grote im Nachsatz zu seiner „Höhle von Beauregard“; dort heißt es: „Das Buch: „Die Höhle von Beauregard“ ist eine Gestaltung historischer Tatsachen, wie sie die im Besitz des Verfassers befindlichen amtlichen Unterlagen belegen. Auch die Verlustziffern sind genauestens angegeben. Dies bezieht sich u.a. auch auf den Durchschuß der Höhle.“¹⁵⁸ Der für den Leser nicht nachprüfbare Quellennachweis markiert die Aneignung der Techniken der Geschichtswissenschaft durch die Literatur und deren Anspruch auf Vermittlung historischer Erkenntnis:

Der beobachtete Funktionsübergang von der Kriegshistoriographie zur Kriegsliteratur ist eben auch ein Textsortenwechsel und basiert letztlich auf der Überzeugung, die Literatur habe eine spezifisch höhere Leistungsfähigkeit bei der Rekonstruktion und Vermittlung vergangener Wirklichkeit als akademische Annäherungsmethoden mit ihrem strikt referentialisierbaren Quellenmaterial.¹⁵⁹

Die beiden gegensätzlichen Bewegungen einer Fiktionalisierung der Historie und einer Historisierung der Fiktion konvergieren in einer Erzähltechnik, die sich erst während des Dritten Reiches – nach der Bücherverbrennung – ausgebildet zu haben scheint; die zeitgenössische Literaturkritik sprach von einem „Tatsachenroman“.¹⁶⁰ Als ein solcher wurde beispielsweise Erhard Witteks „Durchbruch anno achtzehn“ bezeichnet. Das Buch erzählt die Erlebnisse des Notabiturienten und Füsiliers Walter Schmidt während einer Offensive des Jahres 1918 in der Champagne, am Chemin des Dames, 27. bis 31. Mai 1918. Die Erzählerposition ist hier flie-

¹⁵⁶ Ricœur, *Zeit und Erzählung*, Bd. III, S.204.

¹⁵⁷ Josef Magnus Wehner, *Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman*, Hamburg: Deutsche Hausbücherei, Bd. 148 [Copyright München 1930 by Albert Langen / Georg Müller Verlag G.m.b.H.], S.308. Der Authentifizierungsgestus bleibt bis weit in das Dritte Reich hinein Pflicht; noch 1935 versieht der Schriftsteller August Hinrichs eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen mit dem Nachsatz: „Die vorstehenden Skizzen sind sämtlich bereits während des Krieges, im Felde, aus unmittelbarem Erleben entstanden. Nur das Gedicht ‚Den Gefallenen‘ entstand gleich nach dem Kriege.“ August Hinrichs, *An der breiten Straße nach West. Kriegserlebnisse*, Leipzig: Quelle & Meyer [Copyright 1935], S.202.

¹⁵⁸ Grote, *Höhle*, S.231.

¹⁵⁹ Möser, *Kriegsgeschichte*, S.46.

¹⁶⁰ Mit dieser Terminologie werden die Bücher von Paul Coelestin Ettighoffer, Thor Goote und Josef Magnus Wehner belegt; vgl. Waldemar Oehlke, *Deutsche Literatur der Gegenwart*, Berlin 1942, S.155, 285 und 448.

Bend: es wird in der dritten Person vom Protagonisten erzählt, dann gelegentlich ein „wir“ verwendet, es werden innere Monologe, Gedanken, Gefühle und Handlungen des Protagonisten wiedergegeben und dieser vom Erzähler mit einem „du“ direkt angesprochen; die Erzählzeit wechselt zwischen Präsens und Imperfekt. Dem Text werden nicht nur Karten und Bilder der Offensive angefügt, sondern auch ein Foto des Vorgesetzten der Hauptfigur, Hauptmann Hans von Ravenstein.¹⁶¹ Damit nicht genug: diesem Menschen ist das Buch auch gewidmet, und Wittek beschreibt ihn in einem Nachsatz als „den Mann, der mir als blutjungem Menschen damals anno achtzehn durch sein Beispiel die unzerstörbare Erkenntnis eingebrannt hat, daß es immer auf den überlegenen Menschen ankommt.“¹⁶² Hier kommt es – ähnlich wie bei Plivier – zu einem irritierenden Effekt: Während es legitim ist, den Haupttext weiterhin als Fiktion zu betrachten, erscheint es unmöglich, auch die Rahmentexte der Fiktion zuzuordnen. Von dieser Warte aus aber erhalten die eingefügten Fotos ihren Status als vollwertige Dokumente zurück. Insgesamt wird also auch in diesem Buch die Grenze zwischen Fiktion und Dokument zum Oszillieren gebracht, die unterschiedlichen Grade von Wirklichkeitsnähe der einzelnen Textabschnitte sind nicht zu bestimmen; daher auch das Fluktuieren der Erzählposition.

Eine vergleichbare Technik verfolgt auch Paul C. Ettighoffers „Verdun. Das große Gericht“. Vor dem Titelblatt befindet sich ein Foto, das den Verfasser als „Stoßtruppführer Ettighoffer“ zwischen seinen Leuten zeigt.¹⁶³ Das Buch erzählt die Geschichte der Schlacht um Verdun im Präsens; gelegentlich werden die Gefühle der Truppen („Zorn und Trauer“ „Schmach und Schande“ S.71) oder die Handlungen einzelner, historischer Personen herausgehoben, etwa des Oberleutnants Cordt von Brandis, Erstürmer des Forts Douaumont oder des Hauptmanns Walter Bloem. Nur angelegentlich verortet sich der ansonsten allgegenwärtige Erzähler durch ein „man“ bei den Truppen, ohne daß der Text je in die Ich-Erzählung wechselt – die Allgegenwart eines Erzählers historischer Ereignisse wird mit Identifikationsmöglichkeiten für den Leser kombiniert. Erst die letzte Seite des Textes bringt einen „Ausklang“, in dem der Autor-Erzähler das Buch allen Verdun-Kämpfern widmet und seine eigene Teilnahme an einem Sturm auf die Vaux-Kreuz-Höhe beiläufig erwähnt.

Auf diese Art und Weise werden nach 1933 fiktionale Erzählungen mit Dokumenten

¹⁶¹ Erhard Wittek, Durchbruch anno achtzehn. Ein Fronterlebnis, Stuttgart: Franckh'sche Verlagshandlung [Copyright 1933], Blatt zwischen S.144 und 145. Die Verwendung von Fotos und Karten scheint ein Distinktionsmerkmal nationalistischer Texte zu sein; zumindest ist mir lediglich ein einziger kritikstischer Text bekannt, der ein Foto als authentifizierendes Dokument heranzieht: Hermann Schützinger, Auferstehung. Eine Legende aus der Wahrheit des Krieges, Leipzig: Oldenburg 1924.

¹⁶² Wittek, Durchbruch, S.190.

¹⁶³ Paul C. Ettighoffer, Verdun. Das große Gericht, 111.-140. Tausend Gütersloh: Verlag C. Bertelsmann [Copyright 1936], S.2.

und autobiographischen Elementen zu einem unauflöslichen Amalgam von historischem und fiktionalem Erzählen zusammengebacken. Mit dieser Erzähltechnik wird zum einen versucht, ein präsentisches Erleben des Ersten Weltkriegs zu schildern, zum anderen bleibt dieser – da immer nur Ausschnitte aus diesem Großereignis erzählt werden – unabgeschlossen. Diese Fokussierung privilegiert das Erlebnis des Weltkriegs über sein Ergebnis, die Literatur inszeniert fiktive Erfahrungen im Krieg und dadurch auch – inmitten der Unabgeschlossenheit – die Zeitlichkeit der Erfahrungen einzelner Figuren. Durch die Kumulation der Erlebnisse mehrerer Protagonisten ergibt sich die Möglichkeit der Darstellung eines über Zeit und/oder Raum verteilten Kampfgeschehens. Auf diese Art und Weise wird die erlebte Zeit mit der Zeit des Großereignisses Erster Weltkrieg zur Deckung gebracht.¹⁶⁴

¹⁶⁴ Eine weitere Variante wird anhand von Hellmuth Boerners Text „Namenlose Helden“ von 1936 vorgestellt; vgl. unten S.120-122 im Teilkapitel 4.2 Von der Orthodoxie zur Häresie: Adaptionen der frühen 30er Jahre, S.111-126.

2.2 Erfahrung, Erinnerung und Identität in der Literatur

2.2.1 Erfahrung

Daß der Kriegserfahrung der Autoren in der Weimarer Republik ein derart hoher Stellenwert beigemessen wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Bis in unsere Gegenwart hinein eignet dem Begriff der „Erfahrung“ eine Aura des „Wahren“, „Authentischen“ und der „Unmittelbarkeit“. In der Geschichtswissenschaft erfolgte erst nach dem „linguistic turn“ eine begriffliche Reflexion, die seinen Status als unhintergehbaren Beweis und originären Erklärungsstandpunkt hinterfragte.¹⁶⁵ Im Zentrum der Überlegungen steht dabei die paradoxe Beziehung von Erfahrung und Diskurs. Einerseits gilt, daß man Erfahrungen gemacht haben muß, um sie zu „haben“; ihnen wohnt ein Bezug auf eine Realität außerhalb des Diskurses inne. Das wird vor allem deutlich an der prädiskursiven Realität sensueller Erfahrungen, die nur schwer in angemessener Form sprachlich wiederzugeben sind.¹⁶⁶ Andererseits sind Erfahrungen nur diskursiv vermittelbar, sie sind nur in dieser Form für Leser und Forscher faßbar. „Experience is at once always already an interpretation *and* is in need of interpretation.“¹⁶⁷ Wo aber die semantische Verfaßtheit von Erfahrung schon als Interpretation verstanden wird, ist die Diskrepanz zwischen Diskurs und Erfahrung deutlich; das Paradox kann daher auch als Bruch zwischen Erfahrung und (positiv formuliertem) Wissen verstanden werden.

Dieses Paradox ist ursächlich für die Verwirrung, die aus der (falschen) Unterscheidung zwischen einer authentischen, dem Ereignis zeitnahen Erfahrung und einer vermeintlichen ‚Umdeutung‘ dieser Erfahrungen aus der Perspektive einer größeren zeitlichen Distanz – d.h. aus der Erinnerung – entsteht. Erst ein konstruktivistischer Erfahrungsbegriff, wie er jüngst wieder formuliert wurde,¹⁶⁸ läßt die durch den zeitlichen Abstand entstehende Differenz entfallen. Wenn die Prozesse der Kreation von Erfahrung in semantischen Apparaten in den Blick genommen werden, zeigt sich, daß sowohl der unmittelbare Niederschlag von Erfahrungen (z.B. in Tagebüchern oder Briefen) als auch ihre spätere Rekapitulation (z.B. in Autobiographien und Erinnerungsbüchern) auf die zeitgenössisch jeweils gängigen Deutungsemantiken zurückgreifen muß; die Ausformulierung von Erfahrung muß daher gesehen werden

¹⁶⁵ John E. Toews, Intellectual History after the Linguistic Turn: The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience, in: American Historical Review Jg. 92 (1987), S.879-907.

¹⁶⁶ Vgl. Joan W. Scott, „Experience“, in: Judith Butler, Joan W. Scott (Hrsgg.), Feminists theorize the political, New York / London 1992, S.22-40, insbesondere S.31.

¹⁶⁷ Scott, Experience, S.37.

¹⁶⁸ Nikolaus Buschmann, Aribert Reimann, Die Konstruktion historischer Erfahrung. Neue Weg zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in: Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hrsgg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (= Krieg in der Geschichte, Bd.9), Paderborn / München / Wien / Zürich 2001, S.261-271. Erstmals formuliert wurde der konstruktivistische Erfahrungsbegriff von Alfred Schütz. Vgl. Alfred Schütz, Thomas Luckmann, Strukturen der

als eine „Rekombination vorhandener Deutungsemantiken [...], die nicht vergangene Erfahrungen abbildet, sondern auf der Grundlage tradierter Wissensbestände neue Erfahrungen hervorbringt.“¹⁶⁹ Damit rückt die Konstitution von Erfahrung als kultureller Prozeß sowie die Fragen nach der medialen Vermittlung und der sozialen Praxis ins Zentrum der Betrachtung. Hier kann auf Pierre Bourdieus Begriff des „Habitus“ zurückgegriffen werden; jede neue Formulierung einer Erfahrung ist danach zu verstehen als „das Produkt der dialektischen Beziehung zwischen einer Situation und einem als System dauerhafter und versetzbarer Dispositionen begriffenen *Habitus* [...], der, alle vergangenen Erfahrungen integrierend, wie eine *Handlungs-, Wahrnehmungs-, und Denkmatrix* funktioniert“.¹⁷⁰

Bei einem solchen konstruktivistischen Erfahrungsbegriff ist freilich zweierlei in Rechnung zu stellen. Erstens muß der Bruch zwischen einer die Erfahrungen der Akteure objektivierenden (und damit historisierenden) wissenschaftlichen Perspektive auf die gemachten Erfahrungen und der Sicht der Zeitgenossen der Akteure insofern in Rechnung gestellt werden, als diese der Erfahrung eine Autorität zuschrieben (denn, wie oben angemerkt, ist dies noch gängige Praxis). Das führt im vorliegenden Falle zu dem erstaunlichen Umstand, daß in der Sicht der Zeitgenossen die primäre Qualifikation zur Publikation eines Textes in der Kriegsteilnahme lag; mithin „stellt die Kriegserfahrung ein Kapital dar“¹⁷¹ – und zwar ein symbolisches –, das in die Bewertung der Kriegsbücher miteinfließt. Zweitens entwickelt die Verwendung von Deutungsmustern (z.B. Semantiken, Metaphern) im literarischen Feld eine Eigendynamik, die zu literaturinternen, autonomen Entwicklungen führt und als Selbstreferentialität semantischer Apparate und medialer Institutionen verstanden werden kann. Diese Selbstbezüglichkeit steht im Widerspruch zu einer Erfahrungskonstitution, die auf tradierte Wissensbestände und Deutungsmuster zurückgreift und wird durch die Gemengelage von fiktionalen und referenzialisierenden Texten noch verstärkt. So läßt sich am Untersuchungsmaterial beispielsweise eine hohe Kontinuität von Metaphern der Tierwerdung feststellen; während frühe kriegskritische Texte –allesamt fiktional – diese Metapher aufgreifen, um die dehumanisierende Wirkung des Krieges plastisch zu machen, und spätere kriegskritische Texte sie ebenso einsetzen, um einen Erfahrungsgehalt zu schildern, ist für die kriegsaffirmativen Texte nach 1930 nicht entscheidbar, ob die geschilderte Lust an der Vertierung auf eine vorgängige Erfahrung Bezug nimmt oder ob diese Texte nicht vielmehr versuchen, eine mit einer

Lebenswelt, Bd. 1, Frankfurt am Main 1979, S.154-184.

¹⁶⁹ Buschmann, Konstruktion, S.262.

¹⁷⁰ Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, S.169. Hervorhebungen im Original.

¹⁷¹ Ernst Jünger, Feuer und Bewegung oder Kriegerische Mathematik, in: Ders., Blätter und Steine, Hamburg 1942 [erstmalig 1934], S.89-102, Zitat S.90.

ideologischen Position verknüpfte Metaphorik neu zu codieren und für die konträre Position fruchtbar zu machen.¹⁷² Deutlicher noch wird die Ablösung von einer vorgängigen Erfahrung am „semantischen Kampf“,¹⁷³ der ab 1925 um die Besetzung von Begriffen wie „Opfer“, „Revolution“ und „Vaterlandslose Gesellen“ geführt wurde. Der Grund für die Überdeterminierung dieser Termini liegt auf der Hand: in ihnen konvergieren Selbstpositionierungen (die auf einer Erfahrung beruhen können), Deutungsmuster und ideologische Positionsnahmen.¹⁷⁴

2.2.2 Erinnerung und Gedächtnis

Während die Geschichtswissenschaft in ihrer Begriffsbestimmung hinsichtlich der „Erfahrung“ zu brauchbaren Ergebnissen gelangt ist, scheinen die Überlegungen in Bezug auf ein „kollektives Gedächtnis“ noch unabgeschlossen zu sein; entsprechend ergibt sich auch eine Vielzahl von Konzeptionen – von „kulturellem“ und „kommunikativem“, von „sozialem“ über „verletztem“ Gedächtnis bis hin zu Amnesie und Trauma.¹⁷⁵ Die Debatte ist dabei durch zwei Aporien gekennzeichnet: Zum einen ist dies die Spannung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis, zum anderen die Aporie von Erinnerung und Imagination.¹⁷⁶

Ähnlich wie die Erfahrung nur diskursiv vermittelbar ist, kann sich das individuelle Gedächtnis nur unter Bezug auf die Traditionsbestände kulturellen Wissens artikulieren.¹⁷⁷

¹⁷² Vgl. hierzu unten die Teilkapitel 5.2 „Zombies“: Zur Ambivalenz der Ästhetik kriegskritischer Texte, S.156-171 und 6.3 „Wiederkehr der Wölfe“. Zur Ästhetik des Terrors, S.262-285. Einer vergleichbaren Selbstreferentialität scheint auch die Thematisierung von Leid, Schmerz und moralischer Autorität zu unterliegen.

¹⁷³ Dieser Begriff stammt nicht von Pierre Bourdieu, sondern von Reinhart Koselleck. Er verwendet ihn ganz im Sinne Bourdieus: „Der semantische Kampf, um politische oder soziale Positionen zu definieren und kraft der Definitionen aufrecht zu erhalten oder durchzusetzen, gehört freilich zu allen Krisenzeiten, die wir durch Schriftquellen kennen.“ Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S.107-129, Zitat S.113.

¹⁷⁴ Zu diesen Auseinandersetzungen ausführlich die Teilkapitel 5.4 Krieg dem Kriege oder: Die Revolution siegt. Texte sozialistischer Autoren, S.190-207 und 6.1 „Rebellen um Ehre“. Zur Genese der Deutung des Kriegsendes, S.209-240. Nicht eigens in den Blick genommen wurden Begriffe wie „innere Front“ oder „innerer Feind“, die vor allem zu Beginn der Weimarer Republik Konjunktur hatten.

¹⁷⁵ „Kommunikatives“ und „kulturelles“ Gedächtnis unterscheidet Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 2. durchges. Aufl. München 1997, S.50-56. Im vorliegenden Fall sind kommunikatives und kulturelles Gedächtnis interdependent und werden ununterscheidbar. Das „soziale“ Gedächtnis bezieht sich auf die nicht-intentionalen Formen und Praktiken der Weitergabe von Geschichte: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S.9-21. Ein mit Bourdieus Ansatz kompatibles Konzept des „social memory“ entwirft Paul Connerton, *How societies remember (= Themes in the social sciences)*, Cambridge 1989, S.6-40; das dort konturierte „habit-memory“ zielt auf die Analyse von „commemorative ceremonies“ und „bodily practices“. Das „verletzte“ Gedächtnis beschäftigt Paul Ricœur hinsichtlich der Möglichkeit von Vergessen und Verzeihen; vgl. Paul Ricœur, *La mémoire, l'histoire, l'oubli (= L'ordre philosophique)*, Paris 2000, S.536-656. Zu Amnesie und Trauma vgl. Tzvetan Todorov, *Les abus de la mémoire*, Paris 1995 und Judith Lewis Herman, *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*, München 1998.

¹⁷⁶ Vgl. Paul Ricœur, *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen (= Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge Bd. 2)*, Göttingen 1998, S.72/73.

¹⁷⁷ Patrick Krassnitzer differenziert diese noch und verweist auf die sozialen Indizes, die an der Konstitution der Erinnerung mitwirken. Nach ihm „fließen milieu- oder generationsspezifische Verarbeitungs- und Erinnerungsmuster, kollektive Gedächtnisse und Erinnerungskulturen, soziale Sinnsysteme und Identitätswürfe sowie regelhafte diskursive semantische Muster in vielfältiger Weise“ in die individuellen Erinnerungen ein. Patrick

Dabei treten auf der individuellen Ebene Erfahrung und Erinnerung miteinander in Beziehung. Die Konstruktion von Erfahrung kann als „partikulare Sinnbildung“ angesehen werden, die sich fortschreitend neu konstituiert. „Im Gegensatz zu diesem linearen Zusammenhang stehen Erfahrung und Erinnerung in einem permanenten dialektischen Austausch.“¹⁷⁸ Der lebendige Austausch zwischen beiden Instanzen ist die Grundlage jenes Prinzips der subjektiven Selbstidentität, die Bourdieu mit dem Begriff der „biographischen Illusion“ belegt hat.¹⁷⁹ Im Gegensatz zum individuellen Gedächtnis muß dem „kollektiven Gedächtnis“ jedoch der „Status eines operativen Begriffs“ zugesprochen werden, der „lediglich durch eine Analogie und unter Bezugnahme auf das individuelle Bewußtsein und sein Gedächtnis“¹⁸⁰ funktioniert. Von hier aus kann dann festgehalten werden, daß sich individuelles und kollektives Gedächtnis wechselseitig konstituieren, d.h. daß die Strukturen des kollektiven Gedächtnisses auf die Inhalte der individuellen Erinnerung Einfluß nehmen und umgekehrt.

Wie Ricœur anmerkt, kann das individuelle Gedächtnis – anders als das kollektive – seinen Inhalten gegenüber fremd werden. Am Beispiel von Kindheitserinnerungen führt er aus: „Von daher das eigene Gefühl der Andersheit: das Gedächtnis ist von Anderem (als der Sache selbst), jedoch mit zeitlichem Abstand.“ So markieren die oben diskutierten Variationen der autobiographischen Erzählhaltung, die zwischen der Formulierung einer Distanz zu einem früheren Ich und dem Versuch eines Präsenthalten dieses Ichs pendeln, den Unterschied „zwischen der noch mit der Gegenwart vermischten Vergangenheit und der klar auf Distanz zur Gegenwart gehaltenen Vergangenheit; [...] In dieser Hinsicht wäre die Erfahrung des *Verlustes* der unvermeidliche Punkt des Übergangs bei dieser Eroberung der zeitlichen Distanz.“¹⁸¹ Dieser Verlust äußert sich im vorliegenden Textkorpus durch den Übergang von der autobiographischen Erzählhaltung zu einer authentifizierten Fiktion bzw. durch die Amalgamierung von historischem und fiktionalem Erzählen.

Ungleich schwieriger scheint dagegen die Aporie zwischen Erinnerung und Imagination zu handhaben, kommt doch beiden mentalen Vorgängen die „Funktion des Vergegenwärtigens einer abwesenden Sache“ zu. So spricht Paul Ricœur das Problem einer „jahrhundertelangen Kolonialisierung der Gedächtnisproblematik durch die Imagination“¹⁸² an. Zwar kann

Krassnitzer, Autobiographische Erinnerung und kollektive Gedächtnisse. Die nationalsozialistische Erinnerung an das „Fronterlebnis“ im Ersten Weltkrieg in den Autobiographien von „alten Kämpfern“, in: Vittoria Borsò, Gerd Krumeich, Bernd Witte (Hrsgg.), *Medialität und Gedächtnis. Interdisziplinäre Beiträge zur kulturellen Verarbeitung europäischer Krisen*, Stuttgart / Weimar 2001, S.215-258, Zitat S.230.

¹⁷⁸ Krassnitzer, *Erinnerung*, S.228.

¹⁷⁹ Pierre Bourdieu, *L'illusion biographique*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 62/63 (Juni 1986), S.69-72.

¹⁸⁰ Ricœur, *Rätsel*, S.79 und 80.

¹⁸¹ Ricœur, *Rätsel*, S.93 und 95; Hervorhebung im Original.

¹⁸² Beide Zitate Ricœur, *Rätsel*, S.88.

der Erinnerung im Gegensatz zur Imagination ein zeitlicher und historisch gebundener Index zugesprochen werden, die Interdependenzen zwischen beiden Instanzen sind damit jedoch noch nicht geklärt. Hier erscheint es hilfreich, das Konzept einer „prosthetic memory“ anzuwenden, das von der amerikanischen Filmwissenschaft in den letzten Jahren diskutiert wurde.¹⁸³ Der Begriff einer „Prothese“ wurde dabei im Zusammenhang mit Filmen wie „Blade Runner“, „Total Recall“, „Forrest Gump“ und „Minority Report“ entworfen, um die Implantation eines fremden Gedächtnisses in Individuen zu benennen. Im weiteren Sinne bezieht sich ein „prosthetic memory“ jedoch auf die Tatsache, daß das individuelle Gedächtnis sich nicht nur durch die Erinnerung an die Ereignisse, bei denen das Individuum Augenzeuge war, sondern auch durch mediale events, seien dies nun Filme oder Bücher, gestaltet bzw. neu strukturiert wird. Mit „prosthetic memory“ wird dabei eine vergegenwärtigende Form der Erinnerung bezeichnet, die das Ereignis mit Hilfe von technischen „Prothesen“ wieder vor Augen führt. Vor dem Hintergrund dieser Beobachtung wird es möglich, „to describe the way mass cultural technologies of memory enable individuals to experience, as if they were memories, events through which they themselves did not live.“¹⁸⁴ Auf der Grundlage dieser allgemeinen Feststellung können sämtliche medialen Ereignisse, seien es nun Filme, Texte, Theaterstücke oder die Fernsehübertragungen aus New York vom 11. September 2001 – um nur einige Beispiele zu nennen – als „prosthetic memories“ bezeichnet werden. Die Integration der über die Medien gemachten Erfahrungen in das individuelle Gedächtnis, mithin die von Ricœur benannte Kolonisation der Erinnerung durch Imagination, kann entweder als Ersatz für die Erinnerung an ein Ereignis dienen, an dem der/die Einzelne nicht teilgenommen hat, oder man muß – im Fall von Augenzeugen – von einer Überlagerung älterer Erinnerungsschichten durch neuere Erfahrungen und Perspektiven sprechen. Dieser Prozeß einer Überlagerung und Vermengung heterogener Erinnerungsbestandteile läßt es aber nicht gerechtfertigt erscheinen, von einer „Prothese“ zu sprechen; im individuellen Gedächtnis fusionieren die verschiedenen Erinnerungen. Daher scheint der Begriff „prosthetic memory“ nur dort angemessen zu sein, wo der Bezug auf das Medium erhalten bleibt:

The film can thus be seen, from this angle, as an apparatus that functions precisely like a prosthesis, supplementing or even replacing organic memory, which in the context of the sixties might be defined as dysfunctional, cultural memories that in their organic form cannot be integrated into the larger projects of nation, that have been exceptionally difficult to assimilate, such as the Vietnam War.¹⁸⁵

¹⁸³ Der Begriff wurde geprägt von Alison Landsberg, *Prosthetic Memory: Total Recall and Blade Runner*, in: Mike Featherstone, Roger Burrows (Hrsgg.), *Cyberspace / Cyberbodies / Cyberpunk. Cultures of Technological Embodiment*, London / Thousand Oaks / New Delhi 1995, S.175-190. Die dem Artikel zugrunde liegende Dissertation scheint gegenwärtig noch nicht publiziert zu sein.

¹⁸⁴ Robert Burgoyne, *Prosthetic memory / traumatic memory: Forrest Gump (1994)*, in: *Screen the Past* 6 (1999) <http://www.latrobe.edu.au/screeningthepast/firstrelease/fr0499/rbfr6a.htm>.

¹⁸⁵ Burgoyne, *Prosthetic memory*, a.a.O. [Fließtext ohne Seitenangaben].

An der nachhaltigen Überformung von Erinnerungen durch die Massenmedien wird ablesbar, daß dem Gedächtnis keineswegs nur die Aufgabe eines Speicherorts zugewiesen werden kann; vielmehr werden die Konturen des Gedächtnisses als einer produktiven Instanz deutlich: „Memory, this essay will argue, is not a means for closure [...], but on the contrary, memory emerges as a generative force“.¹⁸⁶

So könnte man im vorliegenden Fall den Vorgang eines Immer-wieder-neu-Beschreibens eines Ereignisses, bei dem die jeweiligen Autoren auch die Texte der jeweils anderen Autoren zur Kenntnis nehmen, als fortschreitende Kreation eines solchen Gedächtnisses bezeichnen. Trennscharf konturiert kann die Kolonisation der Erinnerung durch Imagination jedoch erst anhand von Remarques „Im Westen nichts Neues“ werden, das den Fall eines wirkmächtigen medialen events darstellt und aus der phantastischen Literatur die Figur der „Zombies“ in die Kriegsliteratur einführt; als radikalnationalistische „Antwort“ wiederum können jene Texte gelten, die den „Werwolf“ als Synonym für eine lustvolle Vernichtung des rassistisch Anderen einsetzen.

Ein eindrucksvolles Beispiel für die Kreation des Krieges in der Imagination bietet ein Text von 1934; der 1902 geborene Heinrich Hauser, während des Krieges in einer Kadettenschule, läßt seine vorgeblich autobiographische Erzählung mit einem Besuch eines Mannes, der in der dritten Person angesprochen wird, auf den Schlachtfeldern um Verdun enden. Dort ersteht der Krieg, den Hauser nie selbst erlebt hat,¹⁸⁷ wieder auf:

Da erhebt sich das Gespenst des Krieges.
 Der Boden schwankt in Erdbebenwellen.
 Der Himmel schleudert Feuer. Rummelndes Dröhnen, hohles Heranfauchen der Stollenquetscher.
 Schrecken pumpt das Blut mit hohem Druck zum Hirn.
 Gellende Glocke: Rufe „Gaas – Gaaas!“
 Rasendes Trappeln genagelter Füße durch die Steinhöhlen, hastiges Keuchen der Lungen, Flüche, Stöhnen.
 Die Stielaugen der Scherenfernrohre steigen aus Stahltüren, wandern langsam über eine Landschaft brodelnder Gasschwaden, die in rasenden Stößen heranschießen: die Feuerwalze.
 Spritzende Erdsäulen wandern wie Riesen über das ganze Land, wandern über die Kämmen der Vogesen.
 Schreie: „Sie kommen, sie kommen!“
 Es rattern die M.G.s. Wut glüht in rotverbrannten Augen, tierische Wut, völliges „Außersichsein“, heiße Welle der Raserei.
 Und irre Angst, tierische Not.¹⁸⁸

Da Hauser nie vor Verdun gekämpft hat, kann er seine Schilderung nur aus der Imagination geschöpft haben. Die Muster, nach denen diese Passagen gestaltet sind, werden ausschließlich

¹⁸⁶ Landsberg, *Prosthetic memory*, S.176.

¹⁸⁷ Vgl. Uwe Schultz, Art. Hauser, Heinrich, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 8, Berlin 1969, S.117/118. Das *Deutsche Literatur-Lexikon* bezeichnet „Kampf. Geschichte einer Jugend“ konsequenterweise als „teilweise Selbstbiographie“. Ähnlich auch Ingrid Bigler, Art. Hauser, Heinrich, in: *Deutsches Literatur-Lexikon, Biographisch-Bibliographisches Handbuch*, begr. v. Wilhelm Kosch, Bd. 7, 3. neubearb. Aufl. Bern / München 1979, S.542/543.

¹⁸⁸ Heinrich Hauser, *Kampf. Geschichte einer Jugend, Erstes bis zehntes Tausend* Jena: Eugen Diederichs Verlag 1934, S.282.

dem Reservoir der zeitgenössischen Medien und Darstellungsstandards entnommen.

2.2.3 Kollektive Identität

Wo die Fragen von Erinnerung und Gedächtnis verhandelt werden, wird immer auch die Frage nach „Identitäten“ gestellt: „identity depends on the idea of memory, and vice versa.“¹⁸⁹ „Identität“ wird als Antwort auf die Frage „Wer sind wir?“ bestimmt, die untrennbar mit der Frage nach dem Herkommen bzw. der Zeitlichkeit der Bildung einer kollektiven Identität verknüpft ist: „Woran erinnern wir uns, wenn wir uns vorstellen, wer wir sind?“¹⁹⁰ Da Identitätsstiftung eine der Funktionen kollektiver Gedächtnisse ist, werden auch von jeder Gedächtniskonzeption je unterschiedliche Aspekte dieser Funktion aufgezeigt. Dabei scheint sich die „Identität“ selbst ohnehin einer ‚harten‘ Definition zu entziehen; sie changiert zwischen Fremd- und Selbstzuschreibung, wie an der Begriffsbestimmung von Werner Rammert ablesbar ist: „Kollektive Identitäten [...] sind das historische Resultat von bindungstiftenden Praktiken, Semantiken und institutionellen Regimes, in denen ein Wir-Gefühl gegenüber Anderen durch ritualisierte Handlungen und schematisierte Deutungen oft unabsichtlich geformt und gefestigt wird.“¹⁹¹

Ein poststrukturalistischer Zugang dagegen ist weniger auf die Benennung und Analyse von Identität und Alterität konzentriert, sondern untersucht die Konstitution der „Grenze“, um die Strukturen dieser Konstruktionen sichtbar zu machen:

Das bedeutet, daß der Gegenbegriff zu Identität, nämlich Differenz, nicht mehr als das Andere der Identität bestimmt wird, das diese durch Grenzziehung und Gegensatzbildung konstituiert. Sobald die Differenz ins Innere der Identität verlegt wird, verliert der Begriff seine problematischen Konnotationen von Homogenität und Totalität, Substanz und Organizität. So verstanden wäre Identität nicht mehr der Gegensatz von Alterität, sondern eine Praxis der Differenz.¹⁹²

So wird deutlich, daß „Identität“ das Produkt kampfförmiger Auseinandersetzungen in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern ist und als interessengeleiteter Ausdruck von Machtstrukturen verstanden werden kann: „These struggles make it all the more apparent that identities and memories are highly selective, inscriptive rather than descriptive, serving particular interests and ideological positions. Just as memory and identity support one another, they also sustain certain subjective positions, social boundaries, and, of course, power.“¹⁹³

¹⁸⁹ John R. Gillis, Memory and identity: The history of a relationship, in: Ders. (Hrsg.), Commemorations. The politics of national identity, Princeton / New Jersey 1994, S.3-24, S.3.

¹⁹⁰ Werner Rammert, Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: Thema und Beiträge, in: Werner Rammert, Gunther Knauthe, Klaus Buchener, Florian Althenhöner, (Hrsgg.), Kollektive Identitäten und Kulturelle Innovationen: ethnologische, soziologische und historische Studien, Leipzig 2001, S.9-19, Zitate S.12 und 14.

¹⁹¹ Rammert, Identitäten, S.11. Vgl. auch Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main, New York 1996.

¹⁹² Aleida Assmann, Heidrun Friese, Einleitung, in: Dies. (Hrsgg.), Identitäten (= Erinnerung, Geschichte, Identität, Bd.3), Frankfurt am Main 1998, S.11-23, Zitat S.23.

¹⁹³ Gillis, Memory, S.4.

Obwohl die „kollektive Identität“ kein eigenes Untersuchungsobjekt der vorliegenden Studie darstellt, gilt es anhand von mehreren Diskursformationen in der Kriegsliteratur, die für die Konstitution von „Identität“ relevant sind, zweierlei zu verdeutlichen: Erstens mündet der Übergang von der Schilderung von Einzelschicksalen zur Darstellung von Gruppen¹⁹⁴ gegen Ende der Zwanziger Jahre in eine Doppelkonstruktion: Die mythischen Chiffren „Verdun-Kämpfer“ bzw. „stahlharter Frontsoldat“ und die „Schützengrabengemeinschaft“ bzw. „Kameradschaft“¹⁹⁵ sind Identifikationsangebote, die sich wechselseitig bedingen und die ohne einander nicht zu denken sind. Für das nationale Lager sind in der Forschung die Transformationsqualitäten des „Kameradschafts“-Diskurses in Bezug auf die literarische Mythienstiftung und den politischen Zusammenhalt bereits herausgearbeitet worden:

Die mythisierende Kriegserinnerung diene daher nicht nur der äußeren Abgrenzung, sondern vielmehr auch der Etablierung einer inneren Kohärenz des fragmentierten nationalen Lagers. Sie wurde damit zu einem wichtigen Katalysator einer Milieutransformation, an deren Ende die Ausformung eines nationalistisch-rechtsradikalen Milieus stand, das in der SA die glaubwürdigste und durchsetzungsfähigste Verkörperung der Verbindung von Männerbund und Volksgemeinschaft und in der NSDAP seine langvermißte Repräsentation auf der Parteebene fand.¹⁹⁶

Zumeist wird aber übersehen, daß die Unterschiede in Texten „rechter“ oder „linker“ Provenienz in Bezug auf die Konturierung von „Frontkollektiven“ von lediglich gradueller Natur sind;¹⁹⁷ Die Parallelbewegung von Texten der beiden politischen Extreme auf ein „Gemeinschaftserlebnis“ hin wird erst so recht verständlich, wenn man sie als Homologie zur auseinanderdriftenden Weimarer Demokratie versteht; anders formuliert: das der „Schützengrabengemeinschaft“ inhärente utopische Potential entfaltet seine volle Attraktivität vor einer fragmentierten politischen Landschaft. In der Zeit der Weltwirtschaftskrise und der politischen Radikalisierung und Polarisierung fiel, darauf hat schon Karl Prümm hingewiesen, „der glori-

¹⁹⁴ Der Wechsel von einer Heroenperspektive (Fliegerleutnant, U-Boots-Kommandant) zu einer Infanteristen-Perspektive zwischen 1918 und 1929 verschiebt den Schwerpunkt der Darstellungen von individuellen Leistungen – die z.B. in der Zahl der abgeschossenen Gegner bei Richthofen objektiviert werden kann – auf ein „Erlebnis“ des Krieges, das zwar am Individuum exemplifiziert wird, zugleich aber die Basis für die Propagierung eines „kollektiven“ (sprich: identitätsstiftenden) Erlebnisses liefert.

¹⁹⁵ Vgl. zum „Verdun-Kämpfer“: Bernd Hüppauf, Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, hrsg. von Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich in Verbindung mit Irina Renz (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – N.F. Bd.1), Essen 1993, S.43-85. Dagegen: Helmut Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main 1994, S.133-234. Zur „Frontkameradschaft“ vgl. Ann P. Linder, *Princes of the Trenches. Narrating the German experience of the First World War*, Columbia 1996, S.74-85. Karl Prümm, *Das Erbe der Front. Der antidemokratische Kriegsroman der Weimarer Republik und seine nationalsozialistische Fortsetzung*, in: *Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen*, hrsg. v. Horst Denkler und Karl Prümm, Stuttgart 1976, S.138-164. Ebenso die in der Entstehung begriffene Habilitationsschrift von Thomas Kühne, *Der Mythos der Kameradschaft und die deutschen Soldaten des II. Weltkrieges*; vgl. E-mail an den Verfasser vom 19.11.2001.

¹⁹⁶ Krassnitzer, *Erinnerung*, S.238.

¹⁹⁷ Vgl. dazu folgende Texte des sozialistischen Lagers: Max Barthel, *Die Knochenmühle. Erzählung*, Berlin: Neuer deutscher Verlag 1924. Johannes R. Becher, *(CH Cl=CH)₃ As (Levisite) oder Der einzig gerechte Krieg*, Wien / Berlin: Agis-Verlag 1926. Ernst Johannsen, *Vier von der Infanterie. Ihre letzten Tage an der Westfront 1918*, Hamburg-Bergedorf: Fackelreiter-Verlag 1929.

fizierenden Retrospektive auf den Krieg eine kompensatorische Funktion zu. Vor der als Negativität erfahrenen Gegenwart erschien der Krieg als gesellschaftlicher Idealzustand, der das gesamte Volk zu einer Einheit zusammenschmolz, gesellschaftliche Gegensätze nivellierte und in klaren autoritären Strukturen jedem seinen festen Platz zuwies.¹⁹⁸

Die zweite relevante Beobachtung bezieht sich auf eine Diskursstrategie, die für die Etablierung kollektiver Identitäten charakteristisch ist und die darauf abzielt, diejenigen Werte und Grenzziehungen, über die „Identität“ konstruiert wird, als „natürlich“ und damit objektiv und unhinterfragbar erscheinen zu lassen. In der Kriegsliteratur der Weimarer Republik geschieht dies durch die Entgegensetzung eines rassistisch „Anderen“, der freilich nicht durch die Juden, sondern durch die auf französischer Seite eingesetzten afrikanischen Kolonialtruppen repräsentiert wird. Hier wird im Verlauf der Analyse jener Texte, in denen die schwarzen Kolonialsoldaten thematisiert werden, klar hervortreten, daß die Konturierung einer „Identität“ nur unter Rückgriff auf ein zu Ende der Zwanziger Jahre bereits vorhandenes Diskursprodukt gelingt – in diesem Fall das Bild eines bestialischen Schwarzen aus der Pamphletliteratur der frühen Republik.¹⁹⁹ Wiewohl sich diese Texte zumeist als Erinnerungsliteratur gerieren, schlägt auch hier der „Prothesencharakter“ des kollektiven Gedächtnisses auf die Identitätsbildung durch; in diesem Fall überlagern sich Weltkriegserinnerungen mit Erfahrungen des Nachkriegs. „It thus might be the case that identity is palimpsestic, that the layers of identity that came before are never successfully erased.“²⁰⁰

Die Schärfe und Radikalität der rassistischen Tötungsszenen mag dabei zunächst überraschen und schockieren. Wenn sie jedoch im Rahmen des feldinternen Kampfes gesehen werden und damit eine Überbietungslogik auch für die Produktion einer „kollektiven Identität“ geltend gemacht werden kann, liegt der Rückgriff auf biologistische Fundierungen der Inklusion und Exklusion nahe; auf eine solche Bewegung hat bereits Lutz Niethammer hingewiesen:

Im Zuge der Steigerung einer Konfliktdynamik werden sich dabei nur Letztbegründungen bewähren, die es im Bereich von Geschichte und Gesellschaft nicht gibt und für die deshalb auf Glaubensüberlieferungen oder scheinbar natürliche Gegebenheiten, grob gesprochen: auf Religion und Rasse zurückgegriffen werden muß. Insofern ist kollektiver Identität die Tendenz zum Fundamentalismus und zur Gewalt inhärent.²⁰¹

¹⁹⁸ Karl Prümm, Die Literatur des soldatischen Nationalismus der 20er Jahre, Kronberg / Taunus 1974, Bd. 1, S.74. Vgl. auch Michael Gollbach, Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur. Zu den Frontromanen der späten Zwanziger Jahre (= Theorie – Kritik – Geschichte 19), Kronberg / Taunus 1978, S.2. Da, wie erwähnt, die „Kameradschaft“ kein Distinktionsmerkmal sozialistischer wie radikalnationalistischer Texte ist, wird sie in dieser Studie keiner eigenständigen Untersuchung unterzogen.

¹⁹⁹ Vgl. dazu: Gisela Lebzelter, Die „Schwarze Schmach“. Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), S.37-58 sowie das Teilkapitel 6.3 „Wiederkehr der Wölfe“. Zur Ästhetik des Terrors, S.262-285.

²⁰⁰ Landsberg, Prosthetic memory, S.187.

²⁰¹ Lutz Niethammer, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur (= rowohlts enzyklopädie), Reinbek bei Hamburg 2000, S.625.

Trotz der Radikalität dieses Rassismus' ist die Thematisierung eines „Anderen“ in der Kriegsliteratur weitaus ambivalenter, als man zunächst vermuten könnte, geht doch mit der Schilderung der Vernichtung des rassistisch Anderen die Lusterfahrung der Dezivilisierung einher.²⁰² Damit rückt die Differenz ins Zentrum der Identitätsstiftung: Die Angleichung an das „Andere“, d.h. an das ‚innere Afrika‘, bleibt als Wunschbild erhalten.

²⁰² Vgl. unten das Teilkapitel 6.3 „Wiederkehr der Wölfe“. Zur Ästhetik des Terrors, S.262-285.